russ.

# Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

---

Dritter Theil.

# Was thun?

## Erzählungen von neuen Menschen.

Roman

von

**N. G. Tschernyschewskij.**

Aus dem Russischen übertragen.

**Dritter Theil.**

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1883.

## Viertes Hauptstück.

---

# Zweite Ehe.

# I.

Berlin, 20. Juli 1856.

Verehrte Frau Wjera Pawlowna!

Das nahe Verhältniß, in welchem der Schreiber dieser Zeilen zu dem verblichenen Dmitri Sergeitsch Lopuchow gestanden, ermuthigt ihn zu der Hoffnung, daß Sie ihn, einen völlig Unbekannten, der Sie aber hoch verehrt, wohlwollend unter die Zahl Ihrer Freunde aufnehmen, ihn wenigstens nicht der Zudringlichkeit zeihen werden. Denn indem ich an Sie schreibe, erfülle ich nur den Wunsch des verblichenen Dmitri Sergeitsch; ja ich werde die Gedanken desselben mit seinen eigenen Worten wiedergeben, als ob er selbst zu Ihnen spräche, und Sie dürfen daher dem, was ich Ihnen nachstehend mittheile, vollen Glauben beimessen.

Hier seine Worte über eine Angelegenheit, deren Auseinandersetzung den Zweck meines Schreibens bildet:

„Die Gedanken, welche mich zu dem Entschluß hinleiteten, durch den mir nahe stehende Personen in so heftige Aufregung versetzt wurden“ (ich bediene mich, wie gesagt, der eigenen Worte Dmitri Sergeitsch'), „kam erst nach und nach in mir zur Reife, ich änderte mehrmals meinen Plan, bis er seine endgültige Gestalt erhielt. Der Anlaß aber, der diese Gedanken entstehen ließ, war mir durchaus unerwartet gekommen; sie traten in dem Augenblick vor meine Seele, als sie“ (er meint damit Sie, Wjera Pawlowna) „mir von ihrem beunruhigenden Traume Mittheilung machte.

„Dieser Traum erschien mir von großer Wichtigkeit, und da ich ihren Gemüthszustand objectiv zu beobachten im Stande war, sah ich sofort ein, daß in ihrem Leben eine Wandlung begonnen habe, die auf unser bisheriges Verhältniß für längere oder kürzere Dauer verändernd einwirken müsse. Doch der Mensch sucht so lange als irgend möglich den Zustand zu erhalten, in den er sich eingelebt hat; auf dem Grunde unserer Natur liegt ein conservatives Element, von dem wir uns nicht eher als im äußersten Nothfall trennen mögen. Hierdurch lassen sich, nach meinem Dafürhalten, die ersten Schritte, die ich that, erklären; ich wollte glauben und glaubte wirklich, es handle sich um eine Episode, die vorübergehen und worauf unser

früheres Verhältniß sich wieder herstellen werde. Auch sie selbst glaubte dadurch, daß sie sich enger an mich anschloß, die Wandlung zurückdrängen zu können. Ich ließ mich dadurch täuschen und hielt einige Tage das Gelingen ihrer Bemühung nicht für unmöglich. Allein nur zu bald ward ich inne, wie eitel diese Hoffnung war. Die Ursache des Mislingens lag in meinem Charakter.

„Damit will ich indeß keineswegs meinen Charakter tadeln. Man verstehe mich recht.

„Wer so lebt, wie man leben soll, der theilt seine Zeit zwischen Arbeit und Genuß, und Erholung oder Zerstreuung; denn auch nach dem Genuß bedarf man der Erholung wie nach der Arbeit. Arbeit und Genuß sind in der allgemeinen menschlichen Natur begründet, wir stehen da vorwiegend unter dem Einfluß von Bedürfnissen, die allen Menschen gemeinsam sind. Wenn aber durch diese verschiedenen Bethätigungen das Maß unserer Kräfte erschöpft ist, dann sucht jeder auf seine Weise sich durch Erholung oder Zerstreuung die verbrauchte Kraft wieder zu ersetzen. Erholung ist demnach ein Element, das von dem einzelnen selbst ins Leben gerufen und von ihm selbst gestaltet wird. Hier will das Individuum sich nur durch die ihm eigenthümlichen Triebe, durch seine individuellen Nei-

gungen bestimmen lassen. Arbeit und Genuß verbinden die Menschen miteinander durch eine Macht, die stärker ist als die individuellen Neigungen des einzelnen — die Arbeit durch das gemeinsame Streben nach Erwerb; der Genuß durch gemeinsame geistige Bedürfnisse. Mit der Erholung verhält es sich anders: sie steht nicht unter der Herrschaft einer allgemeinen Macht, welche die subjectiven Eigenthümlichkeiten nicht hervortreten läßt; im Gegentheil, die Erholung gestattet der Individualität den weitesten Spielraum, und daher prägt sich der Charakter eines Menschen am deutlichsten aus in der Art der Erholung, die ihm als die geeignetste und angenehmste erscheint.

„In dieser Hinsicht kann man zwei Klassen von Menschen unterscheiden. Die eine Klasse findet nur in der Geselligkeit Erholung oder Zerstreuung; bei ihr bildet Einsamkeit, die für alle nothwendig ist, die Ausnahme, das gesellige Leben die Regel. Sie ist weit zahlreicher als die andere Klasse, welche gerade die Einsamkeit liebt und sich da wohler und behaglicher fühlt als in Gesellschaft.

„Durch den allgemeinen Sprachgebrauch wird dieser Unterschied bestätigt, man sagt: dieser ist ein geselliger, jener ein verschlossener Mensch. Nun gehöre ich zu

den ungeselligen, während sie zu den geselligen Menschen gehört. Das ist das ganze Geheimniß unseres Verhältnisses zueinander.

„Hiernach dürfte es klar sein, daß in der Verschiedenheit meines Charakters von dem ihrigen weder für mich noch für sie etwas Tadelnswerthes liegt. Ebenso wenig kann es uns zum Vorwurfe gereichen, daß weder sie noch ich Kraft genug besaß, diese Verschiedenheit auszugleichen: wider seine Natur vermag der Mensch nichts.

„Darum ist es ja auch so schwer, die Eigenthümlichkeit einer andern Individualität zu begreifen; jeder beurtheilt die andern nach sich selbst. Was ich nicht brauche, das hat auch ein anderer nicht nöthig, läßt uns unsere Individualität sagen — es müßten denn sehr laute Stimmen sein, die uns an das Irrthümliche dieser Schlußfolgerung mahnen —, oder umgekehrt: was mir Erholung und Behaglichkeit gewährt, wird einen andern in gleichem Grade befriedigen. Dies möge mir zur Entschuldigung dienen für die Versäumniß, daß ich den Gegensatz zwischen meinem und ihrem Naturell zu spät wahrgenommen habe.

„Mein Irrthum wurde auch dadurch unterstützt, daß wir uns, als ich mich zum gemeinsamen Leben mit ihr verband, in intellectueller Beziehung noch zu

wenig gleich standen; sie blickte mit hoher Achtung zu mir auf, daher galt ihr meine Lebensgewohnheit für ein nachahmungswürdiges Muster, und was meine persönliche Eigenthümlichkeit war, nahm sie für ein allgemeines Bedürfniß aller höher gebildeten Menschen. Zudem übte die Behandlung, welche sie im älterlichen Hause zu erdulden gehabt, einen noch längere Zeit nachwirkenden Einfluß auf ihre Neigungen aus. Man hatte sie dort unaufhörlich belästigt und in ihrer Seele gewühlt, nicht zufällig, nicht absichtslos, nein, systematisch, unabläßig, plump, unverschämt, böswillig, hämisch, nicht blos mit rauhen, sondern mit unreinen Händen. Ruhe und Einsamkeit waren ihr deshalb in den ersten Monaten, vielleicht im ganzen ersten Jahr unserer Ehe ebenso willkommen wie nothwendig. Diese Zeit hielt ich für hinreichend, mir ein Urtheil über ihren Charakter zu bilden. Ein Bedürfniß, das sie nur vorübergehend empfand, stimmte mit meiner steten Lebensweise überein; was Wunder, wenn ich die ephemere Erscheinung für einen bleibenden Zug ihres Wesens ansah?

„Immerhin war es jedoch ein Irrthum von meiner Seite, ein sehr verhängnißvoller Irrthum, und wenn ich selbst mich auch von Schuld freispreche, so weiß ich doch, daß andere mein Verhalten nicht so nach-

sichtig beurtheilen, daß sie es mir als einen begangenen Fehler zur Last legen werden. Um ihren Tadel zu mildern, muß ich hier über den mir eigenen Hang zur Einsamkeit ein Wort der Rechtfertigung sagen.

„Ich kann mir Erholung nicht anders als in der Einsamkeit denken. In Gesellschaft sein, heißt für mich schon beschäftigt sein, arbeiten oder genießen. Nur wenn ich allein bin, fühle ich mich wirklich erquickt. Woher kommt dies, und wie soll man es nennen? Bei dem einen ist es Verschlossenheit, bei einem andern Schüchternheit, beim dritten Neigung zum Grillenfangen, zum Tiefsinn, beim vierten Mangel an sympathischem Gefühl für die Menschen. Auf mich findet, glaube ich, keine dieser Bezeichnungen Anwendung; ich bin geradsinnig und offen, ich bin jederzeit auch zum Scherzen aufgelegt und fange niemals Grillen, ich liebe die Menschen; aber der Verkehr mit andern ist mir, wie gesagt, eine Art Arbeit und Genuß, ich bedarf nach ihm der Erholung, die ich eben nur in der Einsamkeit finde. Verstehe ich mich selbst recht, so möchte ich dieses Bedürfniß für eine eigenthümliche Aeußerung meines Unabhängigkeits=, meines Freiheits=dranges erklären. —

„Als mir ihre Bestürzung über den erschreckenden Traum ihr Gefühl gegen mich entdeckte, war es schon

zu spät, das Versäumte gutzumachen. Aber gesetzt auch, wir hätten beide das Vorhandensein dieses Gefühls früher wahrgenommen, würden wir es mit aller Anstrengung dahin gebracht haben, uns auf die Dauer von einander befriedigt zu fühlen? Ich weiß es nicht; aber ich bezweifle, daß dies, selbst wenn es uns gelungen wäre, zum Guten geführt hätte. Es wäre dazu die theilweise Umwandlung unserer Charaktere nöthig gewesen. Eine Umwandlung des Charakters kann aber nur in dem Fall von ersprießlichen Folgen sein, wenn sie unternommen wird, um eine verwerfliche Neigung auszurotten; allein das, was wir an unsern Charakteren hätten umwandeln müssen, war durchaus nichts Verwerfliches: weder die Liebe zur Geselligkeit noch der Hang zur Einsamkeit ist an und für sich eine schlechte Neigung. Den Charakter ändern, heißt seiner Natur Gewalt anthun, und bei gewaltsamen Eingriffen in die Natur geht unvermeidlich auch manches Gute mit verloren. Das Resultat, das für sie und vielleicht, keineswegs gewiß, für mich erzielt worden wäre, hätte solchen Verlust kaum aufgewogen. Wir würden uns gegenseitig unsere Lebensblüten zerpflückt, unsere Lebensfrische abgewelkt haben. Andere Gesichtspunkte wären in Frage gekommen, wenn wir Kinder gehabt hätten; in diesem Falle hätten wir in ernsteste Erwägung ziehen

müssen, welche Folgen für sie unsere Trennung haben würde, und hätten wir gefunden, daß ihnen erhebliche Nachtheile daraus erwachsen müßten, dann wären die größten Anstrengungen uns nicht zu groß erschienen, um sie vor diesen Nachtheilen zu bewahren. Das freudige Bewußtsein, daß wir gethan haben, was nothwendig war, um den geliebten Wesen das beste Los zu bereiten, hätte alle Anstrengungen aufs glänzendste belohnt. In unserer Lage hingegen — welchen vernünftigen Zweck hätte das alles gehabt? Von dieser Seite betrachtet, hat also mein Irrthum mehr genützt als geschadet: er verringerte die Nothwendigkeit, unsern Naturen Gewalt anzuthun; er verursachte zwar viel Leid, aber ohne ihn wäre das Leid gewiß noch größer und doch der Ausgang weniger befriedigend gewesen."

Das sind die Worte Dmitri Sergeitsch'. Aus dem unablässigen Eifer, mit dem er über sein Benehmen nachdachte und es vor sich zu rechtfertigen suchte, werden Sie ersehen, daß er wohl fühlte, es lasse ihn in unvortheilhaftem Lichte erscheinen. Er gestand mir auch: „Ich weiß, wer über mein Verhalten in der Zeit bis zu ihrem Traume urtheilt, ohne durch günstige Voreingenommenheit für meine Person beeinflußt zu sein, der wird mich nicht ganz von Schuld freisprechen. Sie aber wird, das bin ich

überzeugt, durch ihre Sympathie für mich geleitet, noch besser über mein Verhalten urtheilen als ich selbst. Was mich anbelangt, so halte ich mich für vollkommen schuldlos."

Vernehmen Sie nunmehr, welche Gedanken und Gefühle er gehabt, nachdem Ihr Traum ihm das Ungenügende Ihres Verhältnisses zu ihm enthüllt hatte.

„Ich sagte schon", so sprach Dmitri Sergeitsch weiter, „daß ich gleich nach der ersten Mittheilung von ihrem erschreckenden Traume die Störung voraussah, die unser bisheriges Verhältniß erleiden würde. Bei der Energie ihrer Natur und bei der Stärke, mit welcher das Gefühl der Unzufriedenheit nach langer Zurückdrängung hervorbrach, konnte es nicht anders sein. Trotzdem glaubte ich noch auf das Vorübergehen dieser Störung rechnen zu dürfen. Ich calculirte so: Sie wird sich eine Zeit lang von leidenschaftlicher Liebe zu einem andern hingezogen fühlen; nach Verlauf von ein oder zwei Jahren aber wird sie zu mir zurückkehren. Ich bin ein tüchtiger Mensch. Daß ihr ein zweiter von gleicher Tüchtigkeit begegnen werde, ist wenig wahrscheinlich (ich sage offen, wie ich von mir denke; heuchlerische Herabsetzung meines Werths liegt mir fern). Wenn ihr leidenschaftliches Sehnen gestillt ist, wird es an Macht verlieren, und dann

wird sie zu der Einsicht gelangen: mag auch ihr Naturell durch das Zusammenleben mit mir nach einer Richtung hin nicht volle Befriedigung finden, im ganzen, alle Factoren in Rechnung gebracht, könne sie doch mit mir bequemer und sicherer leben als mit einem andern. Das alte Verhältniß würde wiederhergestellt werden; ich, durch Erfahrung gewitzigt, würde aufmerksamer gegen sie sein, sie, mein Bemühen zu schätzen wissend, würde mir inniger anhängen als früher, und unsere Freundschaft würde fester sein denn je.

„Doch was erwartete ich — dieser Punkt ist allerdings geeignet, ein etwas schiefes Licht auf mich zu werfen, allein ich darf ihn nicht übergehen — was erwartete ich von der Wiederherstellung unseres alten Verhältnisses? Würde ich mich darüber gefreut haben? Gewiß; aber hätte ich ungemischte Freude empfunden? Nein, die Wiederherstellung unseres alten Verhältnisses erschien mir als eine Bürde, eine angenehme, sehr angenehme Bürde, aber doch eine Bürde. Ich liebe sie mit größter Innigkeit und hätte meine Natur gezwungen, sich ihren Neigungen anzupassen, das hätte mir eine Genugthuung verschafft ... aber mein Leben wäre beengt, bedrückt gewesen.

„So erschien mir die Zukunft, nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt hatte, und ich habe ge-

sehen, daß ich mich nicht täuschte. Meine Voraussicht bestätigte sich, als sie mich bat, ich möge ihr beistehen, sich ihre Liebe zu mir zu erhalten. Die vier Wochen, während welcher ich ihrem Verlangen nachkam, waren die schwersten meines Lebens. Es war kein Leiden, was ich empfand — dieser Ausdruck würde die Sache nicht treffend bezeichnen; ihr zu Gefallen zu leben, machte mir Freude: aber die Freude war mit Langeweile verbunden. Hierin liegt die Lösung des Räthsels, warum ihr Versuch, sich ihre Liebe zu mir zu erhalten, mislang. Indem ich ihr gefällig war, langweilte ich mich.

„Auf den ersten Blick mag es sonderbar erscheinen, daß ich in der Unterhaltung mit Studenten, für die ich doch meine Behaglichkeit nicht zu opfern gewillt war, viele Abende zubrachte, ohne Langeweile zu haben, und dagegen mich unsäglich abgespannt fühlte, wenn ich nur einige Abende einer Frau widmete, welche ich mehr als mich selbst liebte, für die ich zu sterben und alle Martern zu erdulden bereit war. Aber zu den jungen Leuten stand ich in keinem persönlichen Verhältniß. Meine Gespräche mit ihnen unterschieden sich wenig vom Nachdenken in der Einsamkeit, nur ein Theil von mir war dabei thätig, und zwar derjenige, der am wenigsten der Erholung bedarf: das Denkver-

mögen; alles andere schlummerte. Auch verfolgte ich mit diesen Gesprächen einen praktischen, gemeinnützigen Zweck: sie sollten beitragen, die Keime eines vernunftgemäßen Lebens, edler thatkräftiger Gesinnung in der Jugend zu nähren und zu entwickeln. Es war wenn man will auch eine Arbeit, aber eine so leichte, anregende Arbeit, daß sie einer Erholung gleichkam und mir die Einsamkeit vollkommen ersetzte.

„Ja — die Aufrichtigkeit gestattet mir nicht, es zu verschweigen — ich langweilte mich bei all meiner Liebe zu ihr. Ich fühlte deshalb eine gewisse Erleichterung, als ich mich überzeugte, es könne kein Verhältniß mehr zwischen uns bestehen, das ein Zusammenleben in der frühern Weise möglich mache, und diese Ueberzeugung befestigte sich immer mehr, seitdem auch sie wahrgenommen hatte, welchen Zwang es mich kostete, ihrem Verlangen zu willfahren. Nun begann ich an eine Neugestaltung meiner Zukunft zu denken, und der Gedanke daran war mir angenehm. Ich faßte den Entschluß, von einer Umgebung — ich muß hier wieder einen verfänglichen Ausdruck gebrauchen — mich loszumachen, die mir Langeweile verursachte. Das ist die Erklärung meines Thuns, das nur, wenn man die Beweggründe nicht kennt, als eine edelmüthige, unbegrenzten Dank verdienende That erscheinen kann.

Indeß will ich nicht unerwähnt lassen — wie bisher verschweige ich nicht heuchlerisch die guten Seiten meines Charakters —, daß auch der Wunsch, sie glücklich zu wissen, einen großen Antheil an meinem Entschlusse gehabt hat: einen großen, aber ich gestehe es, nicht den größten; er stand in zweiter Reihe, das Verlangen, mich einer Lage, die mir Langeweile verursachte, zu entziehen, bildete das Hauptmotiv.

„Ich prüfte mit Aufmerksamkeit ihr tägliches Leben und fand bald heraus, daß auf den Wechsel ihrer Gefühle die Annäherung und der Rückzug von Alexander Matweitsch entschiedenen Einfluß hatte. Dies veranlaßte mich, sein Benehmen ebenfalls einer erneuten und eingehenden Prüfung zu unterwerfen, die mich den Grund seiner mir unerklärlich gewesenen Seltsamkeiten nunmehr zweifellos erkennen ließ.

„So hatte ich denn gefunden, daß sie nicht allein sich nach Liebe sehnte, sondern schon, ehe sie es selbst wußte, Liebe fühlte, daß sie einen Mann liebte, der ihrer Liebe würdig und mich ihr vollkommen zu ersetzen geeignet war, und daß dieser Mann sie leidenschaftlich wiederliebte. Der erste Eindruck, den die Entdeckung auf mich machte, war kein angenehmer: jede wichtige Veränderung in unserm Leben berührt mehr oder weniger peinlich. Ich hatte mich

an den Gedanken gewöhnt, ich sei ihr unentbehrlich; daß ich jetzt diese Ansicht von meinem Verhältniß zu ihr aufgeben sollte, verdroß mich. Doch nur ganz kurze Zeit herrschte der Verdruß vor; freudige Stimmung gewann die Oberhand; konnte ich doch nun über ihr Schicksal beruhigt, von ihrem Glück überzeugt sein. Freilich war dieser Gedanke nicht die einzige Quelle, aus der meine freudige Stimmung entsprang. Der Egoismus bildete auch hier wieder das stärkere Motiv: ich sah eine Zukunft sich vor mir eröffnen, in der ich von fesselndem Zwange befreit sein würde. Nicht als ob mir der ledige Stand freier und wünschenswerther erschiene als das Leben in der Ehe. Wenn Mann und Frau aneinander Befriedigung finden, ohne daß der eine oder der andere Theil seiner Natur Zwang anlegen, fortwährende Selbstüberwindung üben muß, dann werden sie um so leichter und behaglicher zusammen leben, je enger die Bande zwischen ihnen geknüpft sind. Diesen Charakter hatte aber das Verhältniß zwischen ihr und mir nicht gehabt; Trennung hieß für mich zur Freiheit gelangen.

„Es erhellt daraus, daß ich im eigenen Interesse handelte, als ich mich entschloß, ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen. In mancher Beziehung war wol auch Edelmuth im Spiele, eigentlich aber folgte ich

nur dem Verlangen meiner Natur nach einer behaglichen Existenz. Was ich beschlossen, habe ich dann mit Kraft und Festigkeit, ich kann sagen schön ausgeführt, ohne andern unnöthige Pein zu verursachen, und ohne meinen Pflichten untreu zu werden — was allerdings leicht ist, wenn die Pflicht mit unserer Neigung zusammentrifft.

„Ich reiste nach Rjäsan ab. Nach einiger Zeit bat sie mich zurückzukommen, meine Gegenwart werde ihr nicht mehr schmerzlich sein. Allein ich sah, daß sie ihr doch schmerzlich war, und ich suchte die Erklärung davon vornehmlich in zwei Umständen. Erstens bildete sie sich ein, sie sei aufs tiefste in meiner Schuld. Sie irrte hierin; sie schuldete mir nichts, denn ich hatte bei dem, was ich that, viel mehr mein Interesse als das ihrige im Auge gehabt. Ihr mochte es aber in einem andern Lichte erscheinen, genug, sie fühlte sich mir grenzenlos verpflichtet, und dies übermäßige Dankgefühl bedrückte sie bei meinem Anblick mit verdoppelter Schwere. Der zweite Umstand war wol der — so ungern ich es ausspreche, darf ich doch was ich mir dachte nicht übergehen —, daß sie das Abnorme ihres Verhältnisses gegenüber den conventionellen Formen und die mangelnde Anerkennung desselben von seiten der Gesellschaft mit Unbehagen empfand.

„Die Entdeckung, daß meine Nähe ihr zur Last geworden, berührte mich, ich verhehle es nicht, bei weitem peinlicher als alles, was ich in den vorangegangenen Stadien erfahren hatte. Ich bewahrte eine innige Zuneigung zu ihr in meiner Brust und hoffte, es würde möglich sein, ihr nahe befreundet zu bleiben. Zu sehen, daß dies unmöglich sei, war ein großer Schmerz für mich. Und dieser Schmerz ward nicht durch die Erwartung irgendwelcher Vortheile gemildert; bei dem dadurch hervorgerufenen Entschluß, dem Entschluß zu meinem letzten Schritt leitete mich kein selbstsüchtiges Motiv, sondern ganz allein der Wunsch, daß sie vollkommen glücklich sein möge. Dafür hat auch mein Verhältniß zu ihr niemals, auch nicht in seiner ungetrübtesten Zeit, mir einen so hohen Grad innerer Befriedigung gewährt wie dieser Entschluß. Hier folgte ich ausschließlich den Regungen, die man Edelmuth nennt oder besser edelmüthige Berechnung nennen kann, einer Berechnung, bei welcher das allgemeine Gesetz der menschlichen Natur, unbeeinflußt von individuellen Eigenthümlichkeiten, in Wirksamkeit tritt. Hier lernte ich das beglückende Gefühl kennen, edelmüthig, das heißt so gehandelt zu haben, wie der Mensch — nicht Iwan, nicht Peter allein, sondern jeder, weß Namens er sei — handeln soll, das Glück, sich nicht

als Iwan, nicht als Peter, sondern rein als Mensch zu fühlen. Dieses Gefühl ist so überwältigend, daß gewöhnliche Naturen wie die meinige es nicht ertragen können, sich häufig zu solcher Höhe aufzuschwingen; aber wohl dem, der jemals in seinem Leben dies erhabene Gefühl kennen gelernt hat!

„Hätte ich mit andern Menschen zu thun gehabt, so könnte man mein Verhalten vielleicht thöricht nennen; in dem Charakter desjenigen aber, dem ich meinen Platz geräumt habe, findet es seine volle Rechtfertigung. Als ich nach Rjäsan abreiste, ward zwischen ihm und ihr kein Wort darüber gewechselt; ebenso hat, als ich meinen letzten Entschluß faßte, keine Unterredung zwischen ihm und mir stattgefunden: ich kannte ihn zu gut, als daß ich erst zu erforschen nöthig gehabt hätte, was er von meinem Vorhaben denke.“

Hiermit habe ich Dmitri Sergeitsch' eigene Worte getreu wiedergegeben.

Der Inhalt des Berichts, den ich Ihnen auf seinen Wunsch erstattet, ist so intimer Natur, daß es sie interessiren dürfte, über die Person desjenigen etwas zu erfahren, der in das innere Leben des verblichenen Dmitri Sergeitsch so vollständig eingeweiht ist. Ich war Student der Medicin — mehr kann ich Ihnen nicht von mir sagen. Die letzten Jahre lebte ich in

Petersburg. Vor kurzem, einen Tag nachdem Sie die Kunde von dem Hinscheiden Dmitri Sergeitsch' erhalten haben, verließ ich Petersburg, um mir im Auslande eine Stellung zu suchen. Da ich infolge besonderer Umstände keine Legitimationspapiere in Händen hatte, versah mich einer unserer gemeinsamen Bekannten mit solchen auf andern Namen lautenden, wogegen ich ihm versprach, unterwegs einige Aufträge für ihn zu besorgen. Wenn Sie zufällig Herrn Rachmetow sehen, wollen Sie ihm freundlichst mittheilen, alle seine Aufträge seien pünktlich ausgeführt. Ich werde nun zunächst eine Zeit lang umherschlendern, wahrscheinlich in Deutschland, fremde Sitten und Gebräuche beobachtend. Einige hundert Rubel habe ich mitgenommen. Bin ich des Promenirens satt, dann werde ich mir Beschäftigung suchen — einerlei welcher Art und wo sie sich gerade findet. Jetzt bin ich frei und sorgenlos wie der Vogel in der Luft. Ein solches Leben behagt mir ungemein.

Möglicherweise werden Sie mich mit einer Antwort auf meine Zuschrift beehren wollen. Ich kann jedoch nicht angeben, wo ich in einer Woche sein werde — vielleicht in Italien, vielleicht in England, vielleicht in Prag: ich folge jetzt ganz meiner augenblicklichen Laune und weiß nicht, wohin sie mich führen wird. Couver-

tiren Sie deshalb Ihren Brief gefälligst doppelt; auf das äußere Couvert setzen Sie folgende Adresse: Agentur von H. Schmeidler, Berlin, Friedrichstraße 20; auf das innere schreiben Sie nur die Ziffern 12345. Die Agentur Schmeidler wird wissen, daß der Brief an mich zu befördern ist.

Empfangen Sie, verehrte Frau, die Versicherung aufrichtiger Hochachtung von jemand, der Ihnen völlig unbekannt, aber grenzenlos ergeben ist, und der sich fortan unterzeichnen wird:

vormals Student der Medicin.

Hochgeehrter Herr Alexander Matweitsch!

Der verblichene Dmitri Sergeitsch hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen die Versicherung zu geben, er sei in hohem Grade befriedigt davon, daß er gerade Ihnen seinen Platz abtreten mußte. Die Verhältnisse, welche zu diesem Ende geführt haben, nahmen seit drei Jahren ihren stetigen Gang; ihre Entwickelung war nicht aufzuhalten, obwol Sie während dem sein Haus gemieden und dann sogar selbst den Versuch gemacht haben, zwei Menschen von grundverschiedenem Charakter einander wieder zu nähern. Dmitri Sergeitsch spricht Sie von jeder Schuld frei — eine Erklärung, die er für selbstverständlich hält und Ihnen nur um der Form willen durch mich aussprechen läßt. Der Platz, den er nicht zu behaupten vermochte, mußte von irgendjemand eingenommen werden; daß kein anderer ihn eingenommen hat als eben Sie, das war, sagte der verblichene Dmitri Sergeitsch, für alle Betheiligten die beste Lösung. Ich drücke Ihnen die Hand.

vormals Student der Medicin.

---

„Ich weiß . . .“

Wer spricht da — eine bekannte Stimme? Ich wende mich um — richtig, er ist's, der scharfsinnige Leser, den ich erst vor kurzem für seine horrende Unwissenheit in dem, was die Regeln der Kunst betrifft, gebührend abgefertigt habe. Er ist schon wieder da, mit seinem aufdringlichen Scharfsinn: er weiß schon wieder was!

„Ich weiß, wer das geschrieben . . .“

Ich ergreife jedoch rasch den ersten besten Gegenstand, der mir in die Hände fällt; es ist eine Serviette — ich hatte mich, nachdem ich den Brief des vormaligen Studenten abgeschrieben, an den Frühstückstisch gesetzt — und stopfe ihm damit den Mund: Du weißt es? Nun so behalt's für dich; muß man denn alles, was man weiß, gleich an die große Glocke hängen?

## II.

Sanct-Petersburg, 25. August 1856.

Hochgeehrter Herr!

Sie werden sich kaum vorstellen können, wie sehr ich durch den Empfang Ihres Briefes erfreut worden bin. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Ihr nahes Verhältniß zu dem verblichenen Dmitri Sergeitsch gibt mir das Recht, Sie zu meinen Freunden zu zählen; erlauben Sie mir, daß ich Sie „mein Freund" nenne.

In jedem Worte Dmitri Sergeitsch', das Sie mir mitgetheilt haben, spricht sich sein Charakter aus. Er kann nicht aufhören, den geheimsten Beweggründen seines Handelns nachzuspüren, und es macht ihn glücklich, wenn er herausfindet, daß sie seiner Theorie des Egoismus entsprechen. Dies ist übrigens in unserm Kreise allgemein zur Gewohnheit geworden. Mein

Alexander liebt es auch, sich in solcher Weise zu analysiren. Wenn Sie hören könnten, wie er sich über sein Verhalten während der drei Jahre Rechenschaft ablegt! Danach hätte er immer nur aus selbstsüchtigen Motiven gehandelt, immer nur seine eigene Befriedigung erstrebt. Und auch ich selbst habe diese Gewohnheit angenommen. Wir beiden, Alexander und ich, geben uns zwar nicht mit so großer Vorliebe wie Dmitri Sergeitsch der Beschäftigung mit diesen Grübeleien hin, unsere Gedanken bewegen sich aber in der gleichen Richtung. Wenn man uns hört, sind wir alle drei so arge Egoisten, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Wäre es wahr? Hätten wirklich Egoisten von unserer Sorte bisher nicht existirt? Es scheint fast so.

Aber außer diesem uns allen dreien gemeinsamen Zuge erkenne ich in den mir übermittelten Ausführungen Dmitri Sergeitsch' noch eine besondere Absicht: er will offenbar mich über das Geschehene beruhigen, indem er mein Verhalten dem seinigen gegenüber im günstigsten Lichte darstellt. Ich meine nicht, er habe gegen seine Ueberzeugung gesprochen — nein, er wird nie anders sprechen als er denkt — er hebt nur das, was sich zu meinen Gunsten sagen läßt, gar zu stark hervor.

Ich bin ihm für seine Absicht sehr dankbar, allein als Egoistin erkläre ich, seine Sorge, mich zu rechtfertigen, ist überflüssig. Wir können uns selbst viel leichter rechtfertigen, als es andern gelingt, und die Wahrheit zu gestehen, ich fühle mich ihm gegenüber ohne Schuld, ja noch mehr, ich halte mich nicht einmal für verpflichtet, ihm dankbar zu sein. Ich schätze seinen Edelmuth sehr hoch; aber ich weiß auch, daß er nicht in Rücksicht auf mich, sondern auf sich selbst edelmüthig handelte. Und so habe auch ich, wenn ich ihn nicht hinterging, nicht um seinet-, sondern um meinetwillen so gehandelt, nicht weil Betrug mir als ein Unrecht gegen ihn erschien, sondern weil er meiner Natur widerstrebte.

Wie er, fühle also auch ich mich frei von Schuld. Dennoch habe ich gleich ihm den Wunsch, mich zu rechtfertigen. Er sagte sich: ich weiß, daß andere mein Verfahren nicht so nachsichtig wie ich selbst beurtheilen, es vielmehr in mancher Hinsicht tadelnswerth finden werden. Dies ist nicht der Grund, warum ich mich rechtfertigen will; auch betrifft meine Rechtfertigung solche Punkte, in denen er sich mit Recht freisprechen darf.

In meinem Verhalten gegen ihn vor dem bewußten Traume wird man mir kaum etwas vorwerfen können.

Aber nachher — war es nicht meine Schuld, daß die Sache einen so komödienhaften Verlauf nahm und zu einer so gewaltsamen Katastrophe führte? Hätte ich nicht die Umgestaltung unseres Verhältnisses, die bereits unvermeidlich geworden war, verständiger und unbefangener auffassen sollen, nachdem mein Traum ihm und mir unsere Lage enthüllt hatte?

Am Abend desselben Tages, an dem Dmitri Sergeitsch mit Tode abging, hatte ich eine längere Unterredung mit dem gestrengen Rachmetow — wie zartfühlend und gut ist er! Er sagte mir die schrecklichsten Dinge über Dmitri Sergeitsch; wenn ich mir aber das, was er in so rauhem, fast feindseligem Tone gesagt, mit einer Dmitri Sergeitsch freundlichen Gesinnung wiederhole, dann muß ich gestehen, daß es nicht ungerecht war. Ich vermuthe, Dmitri Sergeitsch wußte sehr wohl, was mir Rachmetow über ihn sagen würde, und es ist mit seiner Zustimmung geschehen. Damals war es nothwendig zu meiner Beruhigung, das zu hören; wer auch diese Unterredung veranlaßt haben mag, ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, mein Freund.

Uebrigens hat selbst der gestrenge Rachmetow anerkannt, daß Dmitri Sergeitsch in der letzten Hälfte des Conflicts sich vorzüglich benommen habe. Rachmetow's

Vorwürfe gegen ihn bezogen sich nur auf die erste Hälfte des Conflicts, wegen welcher er sich eben zu rechtfertigen sucht. Ich dagegen will mich wegen der zweiten Hälfte rechtfertigen. Niemand hat zwar mein Betragen in dieser Periode getadelt; es hat aber jeder von uns — ich spreche von unserm ganzen Freundeskreise — einen noch viel strengern Tadler, als Rachmetow ist, in seiner Brust: das eigene Urtheil.

Ja, mein Freund, ich sehe ein, daß es allen dreien leichter geworden wäre, wenn ich die Sache mit mehr Fassung und Gleichmuth betrachtet und weniger tragisch genommen hätte. Oder um von Dmitri Sergeitsch allein zu sprechen, er hätte dann nicht nöthig gehabt, zu einer so gewaltsamen und für ihn so harten Lösung zu schreiten; nur die Heftigkeit meines Wesens hat ihn dazu genöthigt. Ich bin überzeugt, daß auch ihm mein Benehmen in diesem Lichte erscheint, obwol das nicht in den Mittheilungen, die er mir durch Sie zukommen ließ, enthalten ist. Um so höher schätze ich es, daß er trotz der für mich nachtheiligen Ansicht mir seine Zuneigung bewahrt hat.

Doch hören Sie, mein Freund, diese Ansicht ist nicht ganz gerecht, ja sie ist ungerecht. Nicht durch meine falsche Auffassung der Lage, nicht durch meine Heftigkeit wurde Dmitri Sergeitsch genöthigt, die

Erfahrung zu machen, welche er eine sehr harte nennt. Höchstens wäre ihm, wenn ich der Aenderung unseres Verhältnisses nicht so übermäßige Wichtigkeit beigemessen hätte, die Reise nach Rjäsan erspart worden; von ihr sagt er aber selbst, sie habe ihm keine große Beschwerde gemacht, folglich hatte meine Ueberspannung damals noch kein großes Unheil angerichtet. Hart war für Dmitri Sergeitsch erst der Entschluß, aus dem Leben zu scheiden. Er gibt für die Nothwendigkeit seines Entschlusses zwei Gründe an: weil ich unter der Last meines Dankgefühls gegen ihn zu schwer gelitten hätte, und weil es mir sonst nicht möglich gewesen wäre, zu Alexander in ein solches Verhältniß zu treten, wie es von der gesellschaftlichen Sitte gefordert wird.

Daß ich, bevor er seinen Entschluß ausführte, meine Lage als eine sehr drückende empfand, ist richtig, aber er erräth nicht den wahren Grund. Der Mensch ist immer geneigt, Gründe für sein Benehmen aufzusuchen, die zu seiner Rechtfertigung dienen. Um die Zeit, als Dmitri Sergeitsch sich entschloß, aus dem Leben zu scheiden, war meine Dankbarkeit mir schon längst keine schwere Last mehr, im Gegentheil, sie hatte sich durch Einschränkung auf das rechte Maß in ein angenehmes Gefühl verwandelt. Nur in seiner An-

nahme also stand sie mit meiner damaligen überspannten Auffassung der Lage in Zusammenhang.

Als zweiten Grund führt Dmitri Sergeitsch mein Verlangen an, dem Verhältniß zu Alexander eine den Forderungen der Gesellschaft entsprechende Form zu geben. Auch dies ist ein Irrthum von seiner Seite. Die Schwierigkeit hätte, wofern es nothwendig gewesen wäre, um mich zufrieden zu stellen, auch erledigt werden können, ohne daß er aus dem Leben zu scheiden brauchte. Es genügt, daß der Mann mit seiner Frau zusammenlebt, dann kümmert sich die Gesellschaft nicht darum, welches Verhältniß die Frau zu einem dritten unterhält. Dies erscheint als das beste und leichteste Auskunftsmittel, ähnliche Conflicte wie den unsrigen auszugleichen.

Dmitri Sergeitsch hat mir ja anfangs dieses Auskunftsmittel vorgeschlagen. Damals wies ich es aus Ueberspanntheit zurück. Ich weiß nicht, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn ich darauf eingegangen wäre. Hätte ich mich damit zufrieden geben können, daß die Gesellschaft mir keinen Skandal mache, daß sie über mein Verhältniß zu Alexander die Augen zudrücke, dann würde allerdings der vorgeschlagene Ausweg genügt haben. Dmitri Sergeitsch hätte nicht nöthig gehabt, sich zum Abscheiden aus dem Leben zu

entschließen, und ich hätte keinen Grund gehabt, für mein Verhältniß zu Alexander eine conventionelle Form zu verlangen.

Aber ich glaube, dieser Ausweg, der in den meisten derartigen Fällen zweckmäßig sein mag, wäre in unserm Falle ungenügend gewesen. Wir befanden uns in der seltenen Lage, daß die drei betheiligten Personen auf der gleichen Stufe der Entwickelung standen. Wenn Dmitri Sergeitsch an Geist, Bildung oder moralischem Gehalt hinter Alexander zurückstände, wenn er als der Schwächere dem Stärkern hätte weichen und ihm seinen Platz abtreten müssen, dann hätte ich nicht Ursache gehabt, mich gedrückt zu fühlen. Ebenso in dem Fall, wenn ich Dmitri Sergeitsch an Verstand oder Charakter überlegen, wenn er, um es kurz zu bezeichnen, nur der Mann der Frau T. gewesen wäre — Sie erinnern sich doch, mein Freund, der Anekdote: Zwei einander unbekannte Herren begegneten sich im Foyer der Oper, knüpften ein Gespräch an, gefielen sich gegenseitig und wollten die Bekanntschaft fortsetzen. „Ich bin der Lieutenant X.", stellte sich der eine vor. „Ich bin der Mann der Frau Tedesko", der andere — Wäre, meine ich, Dmitri Sergeitsch nur „der Mann seiner Frau" gewesen, dann gab es keine Nothwendigkeit für ihn, aus dem Leben zu

scheiden; er würde sich in die Umstände gefügt, sich gedemüthigt haben, und als ein edler Mensch hätte er in seiner Demüthigung nichts Kränkendes gefunden, und alles wäre vortrefflich gegangen.

Aber so verhielten sich die Dinge keineswegs. Er war nicht um ein Haar breit schwächer oder gehaltloser als Alexander und als ich; das wußten nicht nur wir beide, dessen war auch er sich bewußt. Nicht weil er sich für den Schwächern hielt, trat er zurück — o nein, ganz und gar nicht! Es war lediglich ein Act seines guten Willens. Nicht wahr, mein Freund, Sie können es nicht leugnen? In welcher Lage befand ich mich nun dem gegenüber? Sehen Sie, mein Freund, hierin liegt der Kernpunkt der Sache. Ich sah mich in Abhängigkeit von seinem guten Willen, und das machte mir meine Lage drückend, deshalb fand er sich zu dem edeln Entschlusse genöthigt, aus dem Leben zu scheiden.

Ja, mein Freund, die Ursache war eine andere, tiefer verborgene als die beiden Gründe, welche er in Ihrem Briefe angibt. Die Last übermäßigen Dankgefühls drückte mich nicht mehr. Den Forderungen der Gesellschaft konnte durch das Auskunftsmittel, das mir Dmitri Sergeitsch selbst vorschlug, genügt werden; diese Forderungen hätten mich überdies in dem kleinen

Kreise, in dem ich lebte, gar nicht erreicht. Es war der Gedanke, daß meine Lage nur auf seinem guten Willen beruhte, was ich als eine unerträgliche Last empfand. Ich will nicht vom guten Willen eines andern abhängen, selbst nicht eines Menschen, den ich unendlich hochachte, dem ich vertraue wie mir selbst, von dem ich überzeugt bin, daß er mir mit vollster Aufrichtigkeit ergeben ist, und daß ihm mein Glück mehr als sein eigenes am Herzen liegt. Sie kennen, mein Freund, mein starkes Verlangen nach Unabhängigkeit, und ich weiß, daß Sie es billigen.

Doch wozu dieses Aufdecken der geheimsten Beweggründe, die sonst für immer verborgen geblieben wären? Wozu? Meine Selbstbekenntnisse haben den nämlichen Zweck wie Dmitri Sergeitsch' Grübeleien, sie bezwecken meinen Vortheil, ich will mir damit einreden: du bist schuldlos, du wurdest durch Umstände bestimmt, über welche du keine Macht hattest. Auch diese Erklärung gebe ich, weil Dmitri Sergeitsch dergleichen Folgerungen liebte.

Doch nun genug davon. Sie haben mir viel Sympathie bezeigt, indem Sie mehrere Stunden Ihrer Zeit opferten, einen langen, mir so werthen Brief an mich zu schreiben. Daraus glaube ich abnehmen zu dürfen — ich bediene mich derselben diplo=

matischen Wendung, die Sie und Dmitri Sergeitsch in Ihrem Briefe gebrauchen — daraus allein schließe ich, daß es Sie interessiren wird, zu erfahren, was geschah, nachdem Dmitri Sergeitsch von mir Abschied genommen und nach Moskau gereist war.

Nach seiner Rückkehr aus Rjäsan hatte er meine gedrückte Stimmung bemerkt, die in der That nun erst sich bemerkbar äußerte. Während er abwesend war, hatte ich, die Wahrheit zu sagen, weniger oft an ihn gedacht, nicht so oft, wie Sie dem zufolge, was er bei der Rückkehr wahrnahm, vermuthen möchten. Als er dann nach Moskau abreiste, ahnte ich, er müsse etwas Unerwartetes, Entscheidendes vorhaben. In der Woche vorher sah ich ihn damit beschäftigt, alle seine Verbindlichkeiten in Petersburg zu lösen, und in den letzten Tagen las ich manchmal einen geheimen Kummer auf seinem Gesicht, das doch sonst Geheimes so gut zu bergen verstand. Nachdem ich ihn abfahren gesehen, war ich sehr, sehr traurig; auch am folgenden Tage verließ mich meine Traurigkeit nicht. Am Morgen des dritten brachte mir Mascha seinen Brief ... Ach, wie qualvoll war jene Minute, wie qualvoll die Stunde, der ganze Tag — Sie wissen es. Da ward ich mir der Stärke meiner Anhänglichkeit an Dmitri Sergeitsch bewußt; bis dahin hatte ich selbst

nicht geglaubt, daß sie so stark sei. Und auch Sie, mein Freund, kennen jetzt ihre Stärke, da Sie ohne Zweifel wissen, daß ich den Entschluß faßte, mich von Alexander zu trennen. Mein Dasein schien mir für immer zerstört, vergiftet. Mit wie namenloser Freude erfüllte mich dann abends das Schreiben meines lieben guten Freundes, das meinen Gedanken eine ganz andere Richtung gab (Sie sehen, mein Freund, wie vorsichtig ich mich ausdrücke; Sie werden mit mir zufrieden sein). Sie wissen das alles, weil Rachmetow, sowie er mich in den Waggon gehoben, forteilte und Ihnen das Geleite gab. Dmitri Sergeitsch und er hatten recht: ich mußte jedenfalls Petersburg verlassen, um die Wirkung zu vollenden, um derentwillen Dmitri Sergeitsch mich einen ganzen Tag lang den schrecklichsten Qualen überließ: wie dankbar bin ich ihm für diese Grausamkeit!

Darum war es auch nöthig, daß Alexander nicht zu mir kam und mich nicht auf den Bahnhof begleitete. Nun hatte ich aber keine Veranlassung mehr, nach Moskau zu fahren; es genügte, daß ich von Petersburg abreiste. Ich stieg in Nowgorod aus. Nach einigen Tagen reiste Alexander mir nach und überbrachte die Documente, welche das Ableben Dmitri Sergeitsch' bekunden. Acht Tage darauf ließen wir uns trauen.

Wir blieben etwa einen Monat auf der Eisenbahnstation Tschudowa, von wo Alexander drei-, viermal in der Woche nach Petersburg fuhr, um sein Hospital zu besuchen. Erst gestern sind wir hierher zurückgekehrt, das ist der Grund, warum ich Ihren Brief nicht früher beantwortet habe. Mascha hatte ihn in einen Schub gelegt und ganz vergessen. Was mögen Sie sich gedacht haben? Ich umarme Sie, theurer Freund,

Ihre Wjera Kirsanowa.

---

Ich drücke Dir die Hand, mein Theurer. Aber ich bitte Dich, schreibe mir wenigstens keine Complimente; ich gieße sonst ganze Ströme von Lobreden über Deinen Edelmuth aus, wovon du nicht sonderlich erbaut sein dürftest. Findest Du übrigens nicht, wir müssen beide mit einer tüchtigen Dosis Geistesschwäche behaftet sein, daß wir einander nicht mehr als ein paar Zeilen schreiben? Mich dünkt, unser Briefwechsel steht unter dem Bann sichtlicher Befangenheit. Bei mir ist das noch einigermaßen verzeihlich; aber Du, welchen Grund kannst Du dafür geltend machen? Nun, ich hoffe, bis zum nächsten mal werden wir unsere Befangenheit bis auf die letzte Spur verscheucht haben, und dann schreibe ich Dir einen ganzen Haufen hiesiger Neuigkeiten.

Dein Alexander Kirsanow.

---

## III.

Diese Briefe, obwol vollkommen aufrichtig gemeint, waren doch, wie Wjera Pawlowna selbst gestehen muß, ein wenig gefärbt. Beiderseits suchte man die Gewalt der heftigen Erschütterungen, von welchen man betroffen worden, dem andern gegenüber als schwächer darzustellen. O, sie sind schlau, unsere Briefschreiber! So habe ich schon oft auch andere ordentliche Menschen, die sich in ähnlicher Lage befanden, versichern hören, für sie hätten dergleichen Vorkommnisse im Grunde nicht viel zu bedeuten, sie nähmen solche Dinge leicht. Und ich konnte mich dabei des Lachens nicht enthalten. Natürlich lachte ich nur dann, wenn man mir das als Unbetheiligtem unter vier Augen sagte. War ein dritter zugegen, für den es nothwendig war, diese Versicherungen zu hören, so bestätigte ich sie: „allerdings, dergleichen Dinge sind bloße Lappalien und Narrenspossen.“

Ja, diese ordentlichen Menschen sind recht spaßhafte, possirliche Leute. Kommen wir auf die Briefe zurück! Ich, der ich mit solchen Frauen und Männern freundschaftlich verkehre, ich bin an ihre Winkelzüge gewöhnt: welchen Eindruck müssen dieselben aber auf ein naives, unverdorbenes Gemüth machen, zum Beispiel auf den scharfsinnigen Leser?

Der scharfsinnige Leser, dem es gelungen ist, seinen Mund wieder von der Serviette zu befreien, erklärt, den Kopf schüttelnd, einfach: „Unmoralisch!"

„Richtig! Getroffen!" stimme ich ihm bei. „Beglücke uns noch weiter mit deiner Weisheit."

„Auch der Autor ist ein unmoralischer Mensch; man lese und staune, was für Dinge er billigt!"

„Nein, mein Herzenskind, da irrst du. Ich billige vieles davon nicht, ja, wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, ich misbillige fast alles. Das ist alles viel zu umständlich, viel zu feierlich gesagt; das Leben ist viel nüchterner."

„Dann bist du also noch viel unmoralischer?" fragt der scharfsinnige Leser, indem er die Augen weit aufreißt vor Erstaunen darüber, bis zu welchem Grade moralischer Verdorbenheit die Menschheit in meiner Person gesunken ist.

„Gewiß, noch unmoralischer", erwidere ich und lasse den scharfsinnigen Leser im Zweifel, ob ich das ernst gemeint, oder es nur um mich über ihn lustig zu machen gesagt habe.

Der Briefwechsel dauerte noch drei bis vier Monate — lebhaft geführt von seiten der Kirsanow, nachlässig und spärlich von seiten ihres Correspondenten, der zuletzt ganz aufhörte ihre Briefe zu beantworten. Es zeigte sich, daß es ihm nur darum zu thun gewesen, Wjera Pawlowna und ihrem Manne die Gedanken Lopuchow's, die in seinem ersten Briefe enthalten waren, zu übermitteln, und daß er nach Erledigung dieses Auftrags eine weitere Correspondenz für überflüssig hielt. Als Kirsanows zwei-, dreimal ohne Antwort geblieben, erkannten sie seine Absicht und stellten nun auch ihrerseits die Correspondenz ein.

## IV.

Wjera Pawlowna ruht auf ihrem weichen Divan und wartet, bis ihr Mann aus dem Hospital zum Mittagbrot nach Hause kommt. Heute bereitet sie keine Süßigkeit für den Nachtisch, sie ist zu ermüdet, sie hat den ganzen Vormittag angestrengt gearbeitet. Das ist jetzt täglich so und wird noch lange so sein, nämlich daß sie sich müde arbeitet, denn sie ist damit beschäftigt, in der Stadtgegend, in welcher sie jetzt wohnt, eine zweite Nähwerkstatt einzurichten. Als Wjera Pawlowna Lopuchowa hatte sie auf dem Wassili-Ostrow gewohnt, als Wjera Pawlowna Kirsanowa wohnt sie in der Sergistraße, weil die Berufsgeschäfte ihres Mannes erfordern, daß seine Wohnung nicht fern vom Wyborgviertel gelegen sei.

Der Nähwerkstatt auf dem Wassili-Ostrow leistete Frau Merzalow treffliche Dienste; man kann sagen, sie und die Werkstatt sind die besten Freunde geworden.

Daher war Wjera Pawlowna's Anwesenheit, seitdem sie nach Petersburg zurückgekehrt, nur selten noch und nur auf kurze Zeit nöthig, und wenn sie dennoch fast jeden Tag sich einmal dort sehen ließ, so that sie es mehr aus Anhänglichkeit an ihre Schöpfung, und weil sie gleicher Anhänglichkeit seitens der Arbeiterinnen begegnete, von denen sie als ein lieber Gast betrachtet wurde. Eine Zeit lang mochten auch ihre Besuche nicht ganz ohne Nutzen sein. Frau Merzalow hat immer noch manches zu fragen, über manches sich bei ihr Raths zu erholen. Allein auch das hört nach und nach auf, und Wjera Pawlowna sieht, daß ihr Rath wie ihre Thätigkeit entbehrlich geworden ist. Womit soll sie sich nun beschäftigen?... Ihre Wahl ist bald getroffen: sie wird im entgegengesetzten Theile der Stadt eine zweite Nähwerkstatt gründen.

Und sie gründet eine neue Nähwerkstatt in einer der Quergassen zwischen der Bassin- und Sergistraße. Diese Gründung bietet schon viel weniger Schwierigkeiten als die erste. Aus fünf bewährten Arbeiterinnen der alten Werkstatt, an deren Stelle dort andere eintreten, wird ein Stamm gebildet, und sodann unter Mädchen ihrer Bekanntschaft die nöthige Mitgliederzahl ausgesucht. Damit war mehr als die Hälfte des Werks gethan: Zweck und Organisation des Unter-

nehmens war jenen bereits wohlbekannt, und die Neuaufgenommenen acceptirten von vornherein alle die Einrichtungen, zu deren Annahme die erste Werkstatt langer Zeit bedurft hatte.

Indeß, wenn auch das Werk diesmal rascher und leichter von statten geht, so gibt es immerhin für Wjera Pawlowna genug zu thun. Sie hat sich heute müde gearbeitet, wie gestern und vorgestern und seit zwei Monaten — erst seit zwei Monaten, obwol seit ihrer zweiten Vermählung schon ein halbes Jahr verflossen ist: denn sie hatte sich die Feier der Flitterwochen gegönnt und ziemlich lange gefeiert, dann aber widmete sie sich wieder eifrig der Arbeit.

Jetzt ruht sie von den Anstrengungen des Vormittags aus und läßt ihren Gedanken freien Lauf. Am längsten verweilt sie bei der Gegenwart, die ja so schön, so reich ist, daß für Erinnerungen fast kein Raum übrigbleibt. Die Erinnerungen werden später kommen, in zehn, in zwanzig Jahren, vielleicht noch später; für jetzt beschäftigen sie sehr selten ihre Gedanken. In dieser Stunde jedoch traten folgende Bilder aus ihrer Vergangenheit ihr lebhaft vor die Seele.

---

## V.

„Liebster, ich begleite dich! — „Wie, du hast ja deine Sachen nicht bei dir!“ — „Mein Geliebter, wenn du mich heute nicht mitnehmen willst, dann komme ich dir morgen nach.“ — „Bedenke, überlege es; warte jedenfalls bis ich dir schreibe. Schon morgen wirst du einen Brief von mir erhalten.“

Sie fährt also mit Mascha wieder nach Hause. Was fühlte und dachte sie auf dem langen Wege vom Moskauer Bahnhofe bis zum Sredni Prospect? Sie weiß es nicht mehr, die rasche Wendung der Dinge hatte ihre Gedanken verwirrt; es waren noch nicht vierundzwanzig Stunden her, seit er ihren Brief auf seinem Zimmer gefunden, und nun ist er bereits abgereist — wie schnell das kam, wie unvermuthet! Um zwei Uhr nachts hatte sie noch keine Ahnung davon gehabt; er wartete ab, bis sie, von der Aufregung des Tages erschöpft, dem Schlaf nicht lange mehr würde

widerstehen können; nun erst trat er bei ihr ein, sprach einige Worte, die ihr unverständlich blieben, und sagte dann ganz kurz: „Ich habe meine alten Eltern lange nicht gesehen; ich will sie jetzt besuchen, sie werden sich sehr freuen." Das war alles, und damit ging er fort. Sie stürzte ihm nach, obschon er sie gebeten hatte, ruhig liegen zu bleiben, sie stürzte ihm nach: „Wo ist er? Mascha, wo ist er?" Mascha räumte noch den Theetisch ab, da eben erst die Gäste sich entfernt hatten. „Dmitri Sergeitsch ist ausgegangen, er sagte, er wolle einen Spaziergang machen." Und Wjera Pawlowna muß sich wieder zu Bett legen. Sonderbar, wie konnte sie damals einschlafen? Freilich wußte sie nicht, daß er an demselben Morgen abreisen wolle, der schon im Osten dämmerte; er hat ihr ja gesagt, sie werde noch alles mit ihm besprechen können. Aber kaum wachte sie auf, da war es schon Zeit, zum Bahnhof zu fahren. Das zog jetzt in der Erinnerung an ihr vorüber, als hätte es nicht sie selbst betroffen, sondern würde ihr von jemand als Erlebniß eines andern erzählt. Vom Bahnhof nach Hause zurückgekehrt und wieder zur Besinnung gekommen, legte sie sich die Frage vor: was soll ich thun?

Sie wird nach Rjäsan fahren, sie muß. Doch sein Brief? Was mag er ihr zu schreiben haben? Nein,

wozu erst auf den Brief warten, um zu einem Entschluß zu kommen? Sie weiß ja, was darin stehen wird. Dennoch, die Entscheidung muß bis zum Empfang seines Briefes verschoben werden . . . doch wozu verschieben? . . Sie ist entschlossen, nach Rjäsan zu fahren. So denkt sie eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden.

Mascha hat dreimal zu Tisch gerufen, jetzt bittet sie dringend zum vierten mal. „Wohl, eine Zerstreuung! Arme Mascha, ich habe Sie so lange hungern lassen. Warum aßen Sie nicht, ohne auf mich zu warten?" — „Wie konnte ich das, Wjera Pawlowna!" — Und Wjera Pawlowna denkt wieder zwei Stunden lang: ich werde zu ihm fahren, morgen, sobald ich seinen Brief bekommen; ich will bis dahin warten, weil er mich darum gebeten hat. Was aber auch in dem Briefe stehen mag — ich weiß ja, was darin stehen wird — gleichviel was, ich werde zu ihm fahren. So denkt sie zwei Stunden — in der ersten, ja; auch in der zweiten? Auch in der zweiten, aber da kommen noch vier Worte, vier ganz kleine Wörtchen hinzu: „er will es nicht". Und sie denkt diese Wörtchen immer häufiger; die Sonne neigt sich schon zum Untergange, und sie denkt noch immer: er will es nicht. Plötzlich, kurz bevor die zudringliche Mascha eintritt, um zu

melden, daß der Thee servirt ist, plötzlich erwachsen aus den vier Wörtchen sechs andere kleine Wörtchen: „darum will ich es nicht thun". Wie gut, daß die zudringliche Mascha eingetreten ist! Sie verjagte diese sechs kleinen Wörtchen.

Freilich nicht auf lange. Anfangs wagten sie sich gar nicht wieder hervor; dann kamen sie unter der Hülle eines Einwands gegen sich selbst: aber ich sollte ihm doch nachreisen; zuletzt erschienen sie wieder unverhüllt. Während dieses Kampfes tritt abermals Mascha ein: „Ich habe ihm den Rubel schon gegeben, Wjera Pawlowna, denn es steht hier: wenn er den Brief bis 9 Uhr bringt, dann soll er einen Rubel bekommen, wenn später, nur einen halben. Der Conducteur vom Abendzuge hat ihn gebracht; er sagt, um schneller herzukommen, hat er sich einen Iswostschik nehmen müssen."

Da ist der erwartete Brief von ihm. Sie weiß, er schreibt ihr: komme mir nicht nach. Aber sie wird ihm doch nachreisen, sie will nicht darauf hören, was in dem Briefe steht ... Doch nein, da steht etwas anderes, man muß es lesen:

„Ich reise nach Rjäsan, aber nicht direct. Ich habe auf dieser Reise eine Menge Geschäfte für die Fabrik zu besorgen. Außer Moskau selbst, wo mein

Aufenthalt sich auf eine ganze Woche ausdehnen dürfte, muß ich zwei Orte vor und drei hinter Moskau besuchen. Wie lange ich an jedem dieser Orte bleiben, wann ich in Rjäsan eintreffen werde, läßt sich um so weniger voraus bestimmen, als auch Gelder von den Kunden unseres Hauses einzuziehen sind; und Du weißt, meine liebe Freundin ..." (ja, so schrieb er: meine liebe Freundin, so schrieb er einige mal, damit ich sehen sollte, daß er mir noch immer gut, daß er nicht unzufrieden mit mir ist, wiederholt sich Wjera Pawlowna in der Erinnerung; damals küßte ich die Worte: meine liebe Freundin) ... „Du weißt, meine liebe Freundin, wenn es sich um Einkassirung von Geldforderungen handelt, wird man oft statt weniger Stunden, auf die man gerechnet hat, mehrere Tage lang aufgehalten. Deshalb ist es vollkommen ungewiß, wann ich nach Rjäsan kommen werde, doch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald." Sie hat diesen Brief fast Wort für Wort im Gedächtniß behalten.

Was nun, nachdem er ihr hiermit die Möglichkeit benommen, sich an ihn anzuklammern, sich an seiner Seite zu halten? .. Was soll sie nun beginnen? .. Bald tritt an die Stelle des Gedankens: ich muß ihm nachreisen, der Gedanke: dennoch darf ich ihn nicht sehen — wen? Der, den sie nicht sehen darf, ist nicht

derselbe, dem sie hat nachreisen wollen! Sie denkt nun zwei Stunden lang nur den Gedanken: dennoch darf ich ihn nicht sehen, bis er von dem Gedanken abgelöst wird: aber will ich ihn denn sehen? — Nein. — Und wieder nach einer Stunde fragt sie sich: werde ich ihn sehen? Und die Antwort ist wieder eine Frage: warum sollte ich ihn nicht sehen? Und bis sie endlich einschlummert, wiederholt sie sich die Worte: warum sollte ich ihn nicht sehen?

Als sie am andern Morgen spät erwacht, kämpfen nur noch zwei Gedanken in ihr: ich werde ihn nicht sehen, und: ich werde ihn sehen. Die frühern Gedanken geben sich alle Mühe, das Wörtchen „nicht" festzuhalten, allein es entschlüpft stets von neuem ihrem Gehege, und es bleiben nur die drei Worte: ich werde ihn sehen; sie nehmen sogar noch das Wörtchen „nein" zu Hilfe, und Wjera Pawlowna wiederholt sich unzähligemal: nein, ich werde ihn nicht sehen ... Doch was thut sie? Den Hut hat sie bereits aufgesetzt, jetzt noch instinctmäßig ein Blick in den Spiegel — alles ist vergessen und verschwunden vor dem einen siegreichen Gedanken: es gibt keine Umkehr mehr, keine Umkehr! — „Mascha, warten Sie mit dem Mittagessen nicht auf mich; ich werde heute nicht zu Hause speisen."

„Alexander Matweitsch haben noch nicht geruht aus dem Spital zurückzukehren“, empfängt sie Stefan mit seinem gewohnten Phlegma. Ihr Erscheinen in der Wohnung seines Herrn ist ja auch nichts Außergewöhnliches: früher, und es ist noch nicht so lange her, war sie hier ein häufiger Gast.

„Ich dachte mir's wohl; doch es thut nichts, ich werde warten. Sagen Sie ihm nicht, daß ich hier bin.“ Sie nimmt ein Journal in die Hand — sie sieht, daß sie im Stande ist zu lesen. Sobald es einmal entschieden war: keine Umkehr mehr! hat sie ihre Ruhe wiedergefunden. Freilich liest sie wenig, eigentlich nichts. Sie mustert das Zimmer, um Ordnung darin zu machen, als ob sie die Hausfrau wäre: der Aschenbecher ist nicht ausgeleert, die Tischdecke ist verschoben, dieser Sessel steht nicht an seinem Platze... Dann setzt sie sich und hängt ihren Gedanken nach: Keine Umkehr, keine Wahl mehr! Ein neues Leben beginnt. Wie wird er staunen, wie wird er glücklich sein! Ein neues Leben — wie glücklich sind wir...

Die Glocke schlägt an: sie erröthet ein wenig und lächelt. Man hört Schritte, die Thür wird geöffnet... „Wjera Pawlowna!“ Er wankt, er muß sich am Thürgriff festhalten. Doch sie fliegt ihm entgegen, sie umarmt ihn: „Mein Geliebter, mein Geliebter! Wie

edelmüthig ist er! Wie liebe ich dich! Ich kann ohne dich nicht leben!..“

Und dann — was geschah dann? Sie erinnert sich nur, wie sie ihm entgegenlief und ihn küßte; aber wie sie von der Thür an den Tisch gelangt waren, darüber konnten sich später beide keine Rechenschaft geben. Der Kopf schwindelte ihnen von dem Kusse, es wurde ihnen dunkel vor den Augen...

„Wjerotschka, mein Engel!“

„Mein theurer Freund, ich konnte nicht leben ohne dich... So lange hast du mich geliebt und geschwiegen! Wie edel bist du, Sascha! Wie edel ist er!“

„Erzähle, Wjerotschka, wie ist das alles gekommen?“

„Ich gestand ihm, daß ich ohne dich nicht leben könne; schon am nächsten Tage, gestern, reiste er ab. Ich wollte ihm nachreisen, war auch gestern den ganzen Tag dazu entschlossen — und jetzt, sieh, sitze ich bei dir.“

„Wie du in diesen zwei Wochen abgemagert bist, Wjerotschka, wie bleich deine Hände geworden sind!“ Er küßt ihre Hände.

„Es war ein harter Kampf, mein Theurer! Jetzt kann ich beurtheilen, wie viel du gelitten hast, um nicht meine Ruhe zu gefährden. Wie konntest du dich so beherrschen, daß ich dir nichts anmerkte? Wie schwer hast du leiden müssen!“

„Ja, Wjerotschka, es war nicht leicht." Er küßt und betrachtet in einem fort ihre Hände.

Plötzlich steht sie auf: „Verzeih, Sascha, ich bin so unaufmerksam! Du wirst müde sein, du wirst Hunger haben." Sie reißt sich von ihm los und eilt zur Thür.

„Wjerotschka, wohin?"

Ohne zu antworten, geht sie in die Küche und sagt mit fröhlicher Hast zu Stefan: „Decken Sie schnell den Tisch, zwei Gedecke... Rascher! Wo sind die Teller? Geben Sie her, ich werde selbst decken; richten Sie das Essen an. Alexander ist in seinem Hospital müde und hungrig geworden." Sie trägt die Teller herein, holt Messer, Gabeln, Löffel. — „Ha, ha, ha! die erste Sorge zwei Verliebter bei ihrem ersten Wiedersehen: den Magen zu befriedigen! ha, ha, ha!"

Auch er lacht und hilft ihr den Tisch decken. Doch er stört mehr als er hilft, weil er nicht aufhört ihr die Hände zu küssen: „Ach, Wjerotschka, wie bleich sind deine Hände!" Sie lachen und küssen sich wieder. — „Höre, Sascha, bei Tische mußt du ruhig sitzen!" Stefan bringt die Suppe. Während des Essens erzählt sie weiter, was sich ereignet hat.

„Ha, ha, ha, das nenne ich zwei Verliebte! Mit welchem Appetit wir beide essen! Freilich habe ich gestern nichts gegessen . . .“ Stefan trägt die letzte Schüssel auf. „Es scheint, Stefan, daß heute für Sie nichts übrig bleiben wird.“

„Nun, Wjera Pawlowna, da werde ich mir wol aus dem nächsten Fleischladen etwas holen müssen.“

„Thun Sie das, Stefan. Künftig richten Sie aber das Mittagessen für zwei Personen ein außer Ihnen . . . Sascha, wo hast du deine Cigarrentasche? Gib sie mir.“ Sie stutzt eine Cigarre und raucht sie ihm an. „Rauche, Geliebter, ich werde unterdessen den Kaffee kochen; oder trinkst du lieber Thee? Aber unser Mittagstisch muß nun besser bestellt sein, du und dein Stefan ihr habt schlecht dafür gesorgt.“ Nach fünf Minuten kehrt sie mit Stefan, der ihr das Theegeräth nachträgt, zurück. Sie bemerkt, daß Alexander's Cigarre erloschen ist: „Ha, ha, ha, mein Geliebter, während ich nicht da war, hast du geträumt!“ — er lacht ebenfalls — „du sollst ja rauchen“, sagt sie, indem sie ihm die Cigarre wieder anzündet.

Noch jetzt, da Wjera Pawlowna sich dieser Vorgänge erinnert, muß sie darüber lachen. Wie prosaisch war unser Roman! Erstes Wiedersehen — und Suppe; die Köpfe schwindeln uns vom ersten Kuß —

aber unser Appetit ist ausgezeichnet. Eine köstliche Liebesscene! Und wie seine Augen glänzten! So glänzen sie auch heute noch unverändert. Wie viele Thränen ließ er auf meine Hände fallen, die damals so bleich und mager waren! Die sehen jetzt freilich anders aus; in der That, meine Hände sind schön, er hat recht. — Sie betrachtet mit Wohlgefallen ihre Hände und legt sie auf ihr Knie, dessen Umrisse unter dem leichten Gewande sich abzeichnen. — Er hat recht, wiederholt sie lächelnd, indem sie eine Hand an ihre Brust drückt, er hat recht ... Aber was thue ich da? Gehört denn das zu meinen Erinnerungen?! ... Man muß gestehen, unser erstes Wiedersehen: Mittagessen, Küsse, Lachen, Thränen über meine bleichen Hände, war originell. Weiter!

Sie schenkte den Thee ein: „Stefan, haben Sie keine Sahne? Ist auch nirgends hier welche zu bekommen? So müssen wir uns heute ohne Sahne begnügen; für die Sahne werde ich künftig sorgen. — Rauche doch, mein Geliebter, du vergissest ja immer deine Cigarre.“

Man war noch nicht mit dem Theetrinken fertig, als draußen die Glocke heftig gezogen wurde. Zwei Studenten kamen ins Zimmer gestürzt, so eilig, daß sie Wjera Pawlowna gar nicht bemerkten. — „Alexan-

der Matweitsch, ein interessanter Patient!" rufen sie, fast außer Athem, „eben hat man ihn gebracht: ein äußerst seltener Fall von . . ." Gott mag wissen wie der lateinische Terminus lautete, womit sie die Krankheit des interessanten Patienten benannten. — „Ein sehr merkwürdiger Fall, Alexander Matweitsch; unverzügliche Hülfe thut dringend noth. Wir sind mit einem Iswostschik gekommen, Sie zu holen."

„Also schnell, mein Geliebter, eile", sagt sie. Die Studenten begrüßen sie nun höflichst, während ihr Professor, der noch seinen Uniformrock an hat, sich sofort zum Mitgehen fertig macht. Beim Abschied fragt sie ihn: — „Kommst du von dort zu mir?" — „Ja, meine Freundin."

Zu Haus erwartet sie seinen Besuch. Es wird abends zehn Uhr, er ist noch nicht da; elf — länger zu warten wäre vergeblich. Sie fürchtet indeß nicht, daß ihm etwas zugestoßen sei; er ward jedenfalls am Krankenbett so lange zurückgehalten; ob es ihm gelungen sein mag, den interessanten Kranken zu retten?

Morgens um neun Uhr kommt er zu ihr; er war bis vier Uhr im Hospital gewesen. „Der Fall war sehr schwierig und sehr interessant, Wjerotschka." — „Ist dein Kranker gerettet?" — „Ja." — „Und du bist so früh aufgestanden?" — „Ich bin gar nicht zu

Bette gegangen.“ — „Wie, du hast nicht geschlafen, du bliebst wach, um den Morgenbesuch bei mir nicht zu versäumen? Du Sünder! Sei so gut und geh nach Hause und schlafe bis Mittag; hörst du, bis Mittag! Du sollst noch schlafen, wenn ich hinkomme.“ So begleitete sie ihn zur Thür heraus.

Beim heutigen Mittagsmahl geht es schon ordentlicher her als beim ersten. Heute erzählen sie sich auch mit mehr Ruhe und Ordnung als gestern ihre beiderseitige Leidensgeschichte, wonach jeder Theil behauptet, der andere habe mehr gelitten und verdiene innigeres Bedauern . . . Anderthalb Wochen darauf übersiedeln sie nach dem Kamenny Ostrow, wo sie eine kleine Datsche * gemiethet haben.

---

* Landhaus.

## VI.

Wenn Wjera Pawlowna sich den Erinnerungen an die erste Zeit ihres Zusammenlebens mit Kirsanow überläßt, fühlt sie eine gewisse Unzufriedenheit — anfangs nur schwach, flüchtig, unklar — mit wem? womit? Allmählich wird es ihr klar: sie ist mit sich selbst unzufrieden — warum? Sie entdeckt die Ursache in einem Zuge ihres Charakters: sie ist hochmüthig. Betrifft aber ihre Unzufriedenheit mit sich nur die Vergangenheit? So schien es ihr erst; doch bald findet sie, daß ihr Gefühl auch auf die Gegenwart Bezug hat.

Und seltsam: es war ihr, als fühle nicht sie, Wjera Pawlowna Kirsanowa, diese Unzufriedenheit, sondern als fühlten dieselbe Tausende in ihr, und als wäre sie nicht mit ihrer Person unzufrieden, sondern als wären es in ihr Tausende mit sich. Hätte sie, wie früher, mehr für sich allein gelebt und gedacht, so würde dieses Gefühl nicht so bald von ihr bemerkt

worden sein; aber sie lebt jetzt beständig in Gesellschaft ihres Mannes, sie denkt gemeinsam mit ihm, der Gedanke an ihn ist unzertrennlich mit ihrem Denken verbunden.

Noch schwerer als ihr ward es ihm, sich ihr Gefühl zu erklären. Namentlich konnte er nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ihre Unzufriedenheit nichts Subjectives hatte, daß ihre persönliche Zufriedenheit davon unberührt blieb.

Endlich bemerkte sie, das Gefühl der Unzufriedenheit finde sich immer dann bei ihr ein, wenn sie ihre Stellung mit der seinigen vergleiche, ja es habe seine Quelle eben in dem fortwährenden Vergleichen ihrer mit seiner Person. Nun wußte sie auch mit einem mal das rechte Wort: Es besteht ein Unterschied, ein drückender Unterschied!

## VII.

„Sieh, Sascha", sagte Wjera Pawlowna beim Mittagsmahl zu ihrem Manne, „N. (sie nannte den Namen des Offiziers, durch den sie in ihrem schrecklichen Traume Tamberlik's Bekanntschaft machen wollte) war so freundlich, mir eine neue Dichtung zu bringen, die noch nicht gedruckt werden soll. Wir wollen sie gleich nach Tisch zusammen lesen — ja? Ich habe meine Neugier so lange bezähmt, denn alles, was ich thue, thue ich am liebsten mit dir, Sascha."

„Eine Dichtung — welcher Art?"

„Das wirst du gleich hören — von welcher Art und von welchem Werth. N. sagte, der Dichter selbst sei nur zum Theil mit seinem Werke zufrieden."

Nach Tisch sitzen beide in Wjerotschka's Zimmer, und sie beginnt zu lesen:

Voll von Linnen ist die Truhe,
Voll von Linnen und Brokat;
Gib dich, pochend Herz, zur Ruhe —

Schon nachdem er einige Dutzend Verse gehört, unterbricht sie Kirsanow: „Ah, eine ganz neue Richtung, wie es scheint. Dennoch erkennt man den Dichter sofort: Nekrassow, nicht wahr? Ich bin dir sehr dankbar dafür, daß du mit der Lectüre auf mich gewartet hast.“

Zweimal lasen sie die kleine Dichtung durch, welche dank ihrer Bekanntschaft mit einem Freunde des Dichters drei Jahre früher, als sie im Druck erschien, in ihre Hände gelangt war.

„Soll ich dir sagen, welche Stelle den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat?“ fragte Wjera Pawlowna ihren Mann. „Sie gehört nicht zu den Hauptstellen der Dichtung, aber sie hat mich außerordentlich ergriffen. Es ist diese hier: Katja, sich nach der Zurückkunft Wanja's, ihres Bräutigams, sehnend, gibt ihrem Kummer in einem Selbstgespräch Ausdruck, dessen Anfang lautet:

Längst wär' ich vor Gram gestorben,
Bliebe mir zum Grämen Zeit;
Aber Eile heischt die Ernte,
Nimmer darf die Arbeit ruhn.
Wenn das Herz schier wollte brechen —
Mäht' ich mit der Sichel Gras,
Schwang im Roggenfeld die Sense,
Drosch auch Korn früh morgens schon,

Und am thauigen Abend breitet'
Ich noch Flachs auf Wiesengrund.

Diese Verse sind es, die mir am meisten zu denken gegeben."

„Die Verse sind allerdings schön, mit die schönsten der Dichtung, treten aber aus dem Rahmen derselben keineswegs bedeutsam hervor. Ihr Inhalt muß also an gewisse Gedanken, mit welchen du dich beschäftigst, sympathisch anklingen. Welche Gedanken sind das?"

„Höre mich, Sascha. Schon oft unterhielten wir uns darüber, daß im allgemeinen das Weib höher organisirt ist als der Mann, daß demzufolge auf geistigem Gebiete das Weib, wenn die rohe Gewalt nicht mehr an der Herrschaft sein wird, den Mann von der ersten Stelle, die er jetzt einnimmt, verdrängen und in die zweite herabdrücken werde. Zu dieser Annahme hat uns die Beobachtung des wirklichen Lebens geführt; denn wir begegnen häufiger geistig hochbegabten Frauen als Männern von gleicher Begabung. Unsere Wahrnehmung hast du dann auch durch mannichfache anatomische und physiologische Untersuchungen bestätigt gefunden."

„Was du da sagst, Wjerotschka, ist sehr verletzend für uns Männer und für mich noch besonders, weil du so oft, viel öfter als ich, davon zu sprechen liebst.

Gut, daß die Zeit, in welcher nach unserer Annahme solche Zustände eintreten könnten, noch sehr fern liegt, ich würde sonst meinerseits die Vorhersagung zurücknehmen, damit ich nicht etwa gleich zur zweiten Stelle degradirt werde. Vergiß nicht, Wjerotschka, wir sprachen immer nur von Wahrscheinlichkeiten; die Wissenschaft sammelte noch lange nicht Erfahrungen genug, um die Frage mit Gewißheit entscheiden zu können."

„Wahrscheinlich allerdings, mein Theurer, und wir forschten nach, woher es komme, daß bis auf den heutigen Tag die Thatsachen unserer Annahme so sehr widersprechen, obgleich dieselbe doch sowol in den Erscheinungen des Lebens wie in der Beschaffenheit des menschlichen Organismus begründet ist. Die Frau nimmt deshalb bis heute eine so niedrige Stelle im geistigen Leben ein, weil die Herrschaft der Gewalt ihr nicht nur die Mittel zu ihrer vollständigen Entwickelung vorenthielt, sondern sogar ihr Streben nach höherer Entwickelung unterdrückte. Dies allein wäre zur Erklärung hinreichend. Aber es kommt noch ein anderer wichtiger Punkt in Betracht. Hinsichtlich der physischen Kraft ist der weibliche Organismus zwar an und für sich schwächer; aber er ist stärker an Widerstandsfähigkeit — ist es nicht so?"

„Hierüber herrscht weit weniger Meinungsverschiedenheit als bezüglich des Verhältnisses in der geistigen Begabung der beiden Geschlechter. Man muß zugestehen, daß der Organismus des Weibes den zerstörenden Einflüssen des Klimas, des Wetters, mangelhafter Ernährung u. s. w. viel kräftigern Widerstand zu leisten vermag. Abgesehen von den Specialforschungen der Medicin und Physiologie, gibt die Statistik den factischen Beweis dafür an die Hand: die mittlere Lebensdauer ist bei den Frauen eine längere als bei den Männern.“

„Und sie ist länger, trotzdem daß die Frauen im allgemeinen zu einer ungesundern Lebensweise, als sie die Männer führen, genöthigt sind.“

„Ja noch mehr. Das Weib erreicht früher als der Mann die volle Reife. Wir können annehmen, daß in unserm Klima und in unserer Rasse das Wachsthum des Weibes annähernd um das 20. Jahr, das des Mannes um das 25. Jahr vollendet ist; nehmen wir ferner an, wieder annähernd, daß die Zahl der Frauen, welche das 70. Jahr erreichen, der Anzahl der Männer, die das 65. Jahr erleben, gleichkommt, und betrachten wir nun den Zeitraum, welchen das Weib, und den, welchen der Mann in voller Entwickelung durchlebt, so stellt sich das Ver-

hältniß für die Dauerhaftigkeit des weiblichen Organismus noch viel günstiger als nach den Angaben der Statistik, da diese die Verschiedenheit des Alters, in dem beim weiblichen und beim männlichen Geschlecht die volle Reife eintritt, unberücksichtigt läßt. 70 Jahre sind gleich $3^1/_2$ mal 20 Jahre; 65 Jahre gleich $2^6/_{10}$ mal 25 Jahre. Das Weib lebt also drei und einhalb aliquote Theile seines Lebens in voller Reife, der Mann fast nur zwei und einhalb: so ungefähr stellt sich das Verhältniß der Widerstandsfähigkeit des weiblichen zu der des männlichen Organismus."

„Der Unterschied ist in der That bedeutend größer, als ich ihn bisher angegeben fand."

„Du hast eben nur die Ergebnisse der Sterblichkeitstabellen gelesen, in welchen die Resultate der physiologischen Forschung außer Ansatz bleiben."

„Wenn nun der weibliche Organismus die zerstörenden äußern Einflüsse um so viel widerstandsfähiger erträgt, dann müßte doch das Weib auch Erschütterungen des Gemüths leichter und mit größerer Widerstandsfähigkeit ertragen. Das ist aber in der Wirklichkeit nicht der Fall."

„Deine Folgerung kommt dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft sehr nahe. Bekanntlich steht die Stärke des Organismus im engsten Zusammenhang

mit der Stärke der Nerven, und es ist wahrscheinlich, wenn auch noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen, daß die Nerven des Weibes elastischer und von einer festern Structur sind, daß sie demnach auch Gemüthserschütterungen, heftigen Affecten einen leichtern und größern Widerstand entgegensetzen müssen. Auch darin hast du recht, daß wir im Leben meist das Gegentheil wahrnehmen: das Weib empfindet oft tiefen Schmerz bei einem Anlaß, über den der Mann sich leicht hinwegsetzt. Man hat den Ursachen dieses Widerspruchs zwischen Wissenschaft und Leben noch keineswegs gründlich nachgeforscht; eine aber springt in die Augen, sie zieht sich wie ein rother Faden durch alle Erscheinungen der Geschichte, durch alle Richtungen unseres heutigen Lebens hindurch: die Macht des Vorurtheils, schlechte Gewöhnung, eitle Hoffnungen, grundlose Befürchtungen. Wenn der Mensch denkt: das kann ich nicht, dann kann er es wirklich nicht. Den Frauen hat man beständig gesagt: ihr seid schwach; darum fühlen und zeigen sie sich wirklich schwach. Es ist vorgekommen, daß ganz gesunde Menschen auf den Tod erkrankten und starben, blos weil sie sich einbildeten, sie seien krank und müßten sterben. Solche Einbildungen setzen sich oft in der großen Menge, in einem Volke, in der ganzen Menschheit fest. Ein

bemerkenswerthes Beispiel bietet die Kriegsgeschichte. Im Mittelalter bildete sich die Infanterie ein, sie könne gegen die Cavalerie nicht standhalten, und sie hielt wirklich nicht stand. Große Infanterieheere ließen sich von einigen hundert Reitern wie eine Heerde Schafe auseinanderjagen. Da rückten in Frankreich englische Fußtruppen ein, bestehend aus kernhaften, selbstbewußten Landbauern, die nicht in dem Vorurtheil befangen waren, daß sie vor der Cavalerie ohne Schwertstreich zurückweichen müßten, und sie schlugen die französische Reiterei, selbst wenn sie ihnen an Zahl überlegen war, bei jedem Treffen in die Flucht, bei Crecy, bei Poitiers, bei Azincourt. Dasselbe wiederholte sich dann in der Schweiz, wo die bäuerlichen Fußtruppen den feudalen österreichischen und burgundischen Reiterscharen entscheidende Niederlagen beibrachten. Nun kam man zu der Einsicht, daß die Infanterie stärker sei als die Cavalerie, und seitdem ist sie stärker, weil sie sich nicht mehr für schwach hält."

„Es ist wahr, Sascha, wir sind schwach, weil wir uns für schwach halten. Doch ich glaube, auch noch aus einem andern Grunde. Ich will von mir und dir sprechen. Sage mir, hatte ich mich damals in den vierzehn Tagen, seit du mich nicht gesehen, wirklich so verändert? Du warst selbst noch sehr erregt

und konntest dich leicht täuschen. Wie erscheint es dir jetzt, wenn du daran zurückdenkst: war die Veränderung wirklich so auffallend?"

„Ja, du warst damals in der That sehr mager und bleich geworden."

„Siehst du, nun weiß ich, warum ich mich dadurch gedemüthigt fühle. Du liebtest mich doch auch mit Leidenschaft; bei dir hatte aber der Kampf keine so sichtbaren Spuren zurückgelassen; niemand bemerkte, daß du in der Zeit, während du dich von mir fern hieltest, bleich oder mager geworden wärest. Warum konntest du es leichter ertragen als ich?"

„Ah, deshalb also hat diese Stelle unsers Gedichts dir so gefallen, weil Katja darin sagt, die Arbeit habe ihr ihren Herzensgram erträglich gemacht. Du willst wissen, ob ich die Wirksamkeit dieses Mittels an mir erprobt habe? Ja, es hat sich bei mir bewährt. Ich konnte den Kampf deshalb leichter bestehen, weil ich selten Zeit hatte, daran zu denken. Sowie ich mich meinem Gram hingab, litt ich unsäglich; aber die Dringlichkeit meiner täglichen Geschäfte ließ mich nicht dazu kommen: ich mußte die Kranken im Hospital versorgen, mich auf meine Vorlesungen präpariren, und wurde dadurch von den Gedanken an meine Leidenschaft abgezogen. An Tagen, wo ich mehrere

Stunden frei hatte, fühlte ich, daß mir die Kräfte versagten. Ich glaube, wenn ich mich eine Woche lang meinen Gedanken überlassen hätte, ich wäre wahnsinnig geworden."

„Hierin, mein Theurer, das ist mir nun klar, liegt auch das Wesen des Unterschieds, der zwischen mir und dir bestand. Man muß eine Beschäftigung haben, die sich nicht abweisen, nicht aufschieben läßt; das kräftigt und stählt den Menschen."

„Aber du hattest ja damals auch viel Arbeit, ebenso wie jetzt."

„Nein, Sascha, das sind keine dringenden Arbeiten. Ich beschäftige mich damit so lange es mir gefällt; habe ich keine Lust mehr, dann kann ich aufhören oder das Pensum auf morgen verschieben. Es gehört eine seltene Willensstärke dazu, bei der Arbeit auszuharren, wenn die Gedanken anderswohin streben. Ich verwende zum Beispiel einen großen Theil meiner Zeit auf die Hauswirthschaft, aber nur weil es mir beliebt; mit einem fleißigen Dienstmädchen würde die Wirthschaft fast ebenso gut gehen, wenn ich ihr nur ein Zehntel dieser Zeit widmete; meine Thätigkeit ist zu neun Zehnteln nicht nothwendig, sondern hängt von meinem Belieben ab. Nicht nothwendige Arbeiten verrichtet man nur so lange mit Pünktlichkeit, als man

innerlich ruhig ist; erheben sich Stürme in unserer Seele, dann schiebt man sie beiseite, oder läßt sie ganz liegen. Ferner gebe ich Musikstunden. Die binden mich schon mehr, ich darf sie nicht nach Belieben versäumen; aber es ist doch noch nicht das Rechte: der Unterricht ist zu leicht, er nimmt meinen Geist zu wenig in Anspruch, er vermag deshalb nicht andere Gedanken in mir zu verdrängen. Auch brauche ich ja die Einnahme aus den Lectionen nicht nothwendig zu meiner Existenz; die Mittel, so zu leben wie ich lebe, schaffte mir früher die Arbeit Dmitri's, jetzt die deinige. Die Einnahme ist allerdings meinem Unabhängigkeitssinn angenehm, immerhin jedoch keine Lebensbedingung für mich. Nun versuchte ich damals, der quälenden Gedanken mich dadurch zu erwehren, daß ich den ganzen Tag in der Nähwerkstatt zubrachte; allein meine Anwesenheit daselbst war höchstens für eine oder anderthalb Stunden nöthig, die übrige Zeit mußte ich mit, wenn auch nicht gerade unnöthiger, doch entbehrlicher Beschäftigung ausfüllen. Kann überhaupt das Werkstattunternehmen zu meiner persönlichen Befriedigung beitragen? Ein Mensch wie Rachmetow, ja, der geht so ganz in der Sorge um die allgemeinen Angelegenheiten auf, daß sie ihm die Empfindungen, die seine Person betreffen, mit einem Wort das sub-

jective Leben ersetzt. Wir gewöhnlichen Sterblichen aber vermögen dem subjectiven Leben nicht zu entsagen. Die Werkstatt ist nicht eine mich direct betreffende, sie ist mehr eine allgemeine Angelegenheit; ich beschäftige mich mit ihr nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse anderer, allerdings auch meinen Ideen zu Liebe. Aber hat ein Mensch, der nicht wie der Adler in höhern Regionen schwebt, die nöthige Ruhe und Stimmung, um für die Interessen anderer zu arbeiten, wenn sein Herz bedrückt und geängstet ist, oder sich seinen Ideen zu widmen, wenn er von seinen Gefühlen zermartert wird? Nein, nur nothwendige Arbeit, die mein persönliches Interesse fesselt, auf der meine Existenz beruht, die mich selbst befriedigt, von der meine Lebensweise, meine Stellung im Leben, die Gestalt meines ganzen Daseins abhängt, nur solche Arbeit hat Macht über die Leidenschaft; nur sie kann im Kampfe mit der Leidenschaft einen festen Halt bieten, die Kräfte zum Widerstand stärken und immer wieder Erholung vom Kampfe gewähren. Einer solchen Arbeit will ich mich widmen."

„Wohl gesprochen, meine Freundin, wohl gesprochen!" sagte Kirsanow mit Wärme, indem er seine Frau küßte, deren Augen von Begeisterung strahlten. „Warum habe ich das nicht schon bedacht! Freilich,

Wjerotschka, kein anderer kann für uns denken; jeder muß selbst nachsinnen und erforschen, was für sein Wohlbefinden nöthig ist. Doch ich, so innig wie ich dich liebe, ich hätte deine Gedanken errathen sollen, bevor du mir sie mitgetheilt hast! Erlaube mir eine Frage", fuhr er lachend und sie küssend fort, „weshalb erscheint dir das gerade jetzt so nothwendig? Hast du vor, dich in jemand zu verlieben? Sprich, Wjerotschka!"

Wjera Pawlowna lachte hell auf, und beide konnten vor Lachen nicht weiter reden. Endlich versetzte sie:

„Darüber, mein Theurer, dürfen wir jetzt lachen; du wie ich fühlen und wissen, daß uns eine andere Liebe als zwischen mir und dir unmöglich ist. Mein Verhältniß zu Dmitri war nicht das, was ich und du unter Liebe verstehen. Ich war noch zu wenig geistig entwickelt; sein Gefühl bestand in einer aufrichtigen, zärtlichen Neigung zu mir als Freundin, verbunden mit momentanen Ausbrüchen von Leidenschaft für mich als Weib. Nur die Freundschaft galt meiner Person; jene leidenschaftlichen Ausbrüche galten dem Weibe. In seinen Gedanken nahm ich keinen oder nur einen sehr geringen Platz ein. Es war von seiner Seite wie von meiner keine Liebe, keine wahre Liebe."

„Du bist ungerecht gegen ihn, Wjerotschka."

„Verstehe mich, Sascha, wie ich es meine. Zwischen mir und dir ist es überflüssig ihn zu loben; wir wissen beide, wie hoch wir von ihm denken, wir wissen auch, daß trotz seiner Versicherungen, er habe die Trennung von mir leicht genommen, sie ihm in Wirklichkeit doch Kampf gekostet hat. Du sagst ja auch, der Kampf mit deiner Leidenschaft sei dir leicht geworden — ich meine nicht, daß eine Heuchelei darin liege, aber man darf solche Versicherungen nicht im buchstäblichen Sinne nehmen. O, mein Freund, ich bin überzeugt, daß du viel gelitten hast ... sieh, wie stark ich davon überzeugt bin ...“

„Wjerotschka, du erwürgst mich! Du willst mich nicht blos die Stärke deiner Ueberzeugung, sondern auch deine physische Kraft fühlen lassen. Ja, ja, du bist sehr stark; natürlich, mit einer so gesunden Brust...“

„Mein geliebter Sascha!“

## VIII.

„Du ließest mich vorhin nicht zu Ende sprechen, Sascha“, hub Wjera Pawlowna an, als sie zwei Stunden danach beim Thee saßen.

„Ich hätte dich nicht zu Ende sprechen lassen? War ich schuld?“

„Gewiß, du.“

„Wer hat angefangen Allotria zu treiben?“

„Und du machst dir kein Gewissen daraus?“

„Woraus?“

„Daß ich angefangen habe — pfui, eine züchtige Frau so mit seinem Phlegma zu compromittiren!“

„Ich halte mich an das, was du von der Gleichberechtigung gesagt hast. Ist dies richtig, dann muß man auch hinsichtlich der Initiative Gleichberechtigung zugestehen.“

„Ha, ha, ha, Initiative — welch gelehrtes Wort! Du wirfst mir also Inconsequenz vor? Habe ich

nicht eben durch die Initiative meine Gleichberechtigung geltend gemacht? Doch, Sascha, jetzt ergreife ich die Initiative zur Fortsetzung des vorhin abgebrochenen Gesprächs."

„Thue es, wenn du willst; aber ich weigere mich, dir zu folgen. Ich ergreife die Initiative zum Nicht-hören und Schweigen. Gib mir deine Hand."

„Aber, Sascha, ich muß doch beendigen, was ich dir zu sagen habe."

„Morgen ist Zeit dazu. Jetzt nimmt, wie du siehst, die Untersuchung dieser Hand meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch."

---

## IX.

„Sascha, laß uns also unser gestriges Gespräch zu Ende führen“, sagte Wjera Pawlowna am nächsten Morgen. „Es ist nothwendig, weil ich dich in die Akademie begleiten will, und du doch wissen mußt, zu welchem Zweck.“

„In die Akademie willst du mich begleiten?“

„Ja, Sascha. Du wolltest wissen, warum ich mich nach einer Beschäftigung sehne, von der meine Existenz abhängt, die mir ebenso werth ist wie dir die deinige, die ebenso wenig Aufschub duldet, ebenso die Thätigkeit des ganzen Menschen erfordert wie dein Beruf. Warum, mein Geliebter? Es ist mein Stolz, der nach solcher Beschäftigung verlangt. Seit lange empfinde ich es als drückend und beschämend, daß mir damals der Kampf mit meiner Leidenschaft so schwer wurde und sich so sichtbar an mir bemerklich machte. Ich spreche nicht davon, daß es ein schwerer Kampf war

— der deine war ja auch kein leichter —, das lag an der Gewaltigkeit meiner Liebe zu dir, und wie sollte ich dieser mich jetzt schämen? Nein, ich spreche davon, daß ich in dem Kampfe nicht wie du einen festen Halt besaß. Einen solchen sichern Halt will ich mir für die Zukunft verschaffen; ich will dir in dieser Beziehung nicht nachstehen. Gestern früh als ich allein war, habe ich mir nun eine entsprechende Thätigkeit für mich ausgedacht, und ich wollte mir dann deinen Rath in der Sache, den Rath eines soliden Mannes, erbitten; allein du hast meine gute Meinung von deiner Solidität getäuscht. Jetzt ist es zu spät zum Berathschlagen: mein Entschluß ist bereits gefaßt. Du wirst deine liebe Noth mit mir haben, Sascha, bis wir sehen, ob ich für die erwählte Thätigkeit geeignet bin!“

In der That hat Wjera Pawlowna jetzt eine Beschäftigung für sich erwählt, auf welche sie in ihrem frühern Verhältniß nicht verfallen wäre; jetzt, da die Hand ihres Alexander beständig ihre Hand hält, konnte sie den Weg dahin finden.

Lopuchow hatte sie in allem gewähren lassen, so wie sie ihn. Allerdings stand auch sein Arm zu ihrer Verfügung, falls sie das Bedürfniß hatte, sich darauf zu stützen, sein Arm und sein Kopf. In wichtigen

Fällen, in kritischen Augenblicken war sein Arm nicht minder bereit und zuverlässig gewesen als jetzt der Arm Kirsanow's; das hatte er gleich anfangs bewiesen, indem er ihr seine Lieblingsneigung, die wissenschaftliche Carrière, zum Opfer brachte und kein Bedenken trug, einer wahrscheinlich ärmlichen Zukunft entgegenzugehen. In gewöhnlichen, ruhigen Zeiten aber hielt sich sein Arm von ihr fern. Als sie ihre Werkstatt einrichtete, hätte er gewiß mit Freuden geholfen, wenn seine Hülfe dabei unentbehrlich gewesen wäre; da er sah, daß es ohne ihn ging, beschränkte er sich darauf, nichts zu hindern, alles gutzuheißen, gelegentlich seinen Beifall zu bezeigen. Er lebte für sich — und ließ sie für sich leben.

Anders in ihrer jetzigen Ehe. Kirsanow wartet nicht erst, bis sie ihn auffordert, er nimmt das wärmste Interesse an allem, was sie thut, was sie denkt, was ihr begegnet, und ebenso lebhaft nimmt sie an seinem Thun und Denken theil. Dank dieser steten Gemeinschaft erwachen neue Triebe zur Thätigkeit in ihr, fühlt sie sich angeregt, Ideen, welche sie bisher nur vom theoretischen Standpunkte betrachtet hatte, praktisch zu erfassen, um sie ins Leben einzuführen. Was uns zu thun versagt ist, damit beschäftigen wir uns auch in Gedanken nicht ernstlich.

---

## X.

Die Ideen, welche Wjera Pawlowna jetzt zum Beginne einer neuen Thätigkeit anspornten, waren folgender Art:

„Uns Frauen sind gesetzlich alle Bahnen des staatlichen Lebens und factisch sehr viele, nahezu alle Gebiete der bürgerlichen Thätigkeit verschlossen. Man verweist uns auf die Beschäftigung im Hause, in der Familie. Fast nur ein einziger Beruf steht uns offen: wir können Gouvernante werden, höchstens noch Privatunterricht geben, so lange die Männer nicht Lust bekommen, uns auch das nicht mehr zu gestatten. Dieser einzige Weg ist natürlich viel zu enge, man drängt sich, man hindert sich gegenseitig am Vorwärtskommen; er kann uns daher nicht zur Selbständigkeit führen, denn da zu viele ihre Dienste anbieten, erlangt keine eine geachtete Stellung. Wird irgendwo eine

Gouvernante gesucht, so melden sich Dutzende, ja Hunderte, eine der andern den Platz streitig machend.

„Um selbständig zu werden, müssen wir vor allen Dingen mehrere und verschiedene Wege für uns aufsuchen. Es ist allerdings schwer, einen neuen Weg zu eröffnen; die Verhältnisse, in denen ich lebe, sind aber einem Versuch dazu besonders günstig, und ich müßte mich schämen, wenn ich sie nicht benutzte. Wir ermangeln der Vorbildung zu den wissenschaftlichen Berufsarten, und ich weiß nicht, inwieweit ich eines Führers bedarf, um mir diese Bildung anzueignen; aber ich weiß, daß ein solcher mir täglich helfend und belehrend zur Seite stehen, daß ihm dies nicht als eine Last, sondern als eine angenehme Pflicht erscheinen würde.

„Diejenigen Wege zu unabhängiger Thätigkeit, welche uns nicht durch das Gesetz verschlossen sind, verbietet uns die Sitte. Diese Wege können wir jedoch betreten, wenn wir den Muth haben, dem ersten Sturme des conventionellen Vorurtheils standzuhalten. Einer von diesen liegt mir sehr nahe. Mein Mann ist Arzt, und er widmet mir alle seine freie Zeit. An seiner Hand will ich versuchen, ob ich nicht auch Arzt werden kann.

„Das Auftreten weiblicher Aerzte wäre von großer Wichtigkeit und von großem Nutzen für die Frauen-

welt. Der Frau wird es leichter, gegen eine Frau als gegen einen Mann über ihre körperlichen Zustände sich auszusprechen; wie viele könnten dadurch vor Leiden bewahrt, wie viele Kranke geheilt, ja vom Tode gerettet werden! Man muß den Versuch machen."

---

Das Morgengespräch Wjera Pawlowna's mit ihrem Manne endete damit, daß sie ihren Hut aufsetzte und mit ihm ins Hospital fuhr. Es handelte sich zunächst darum, ihre Nerven zu prüfen, zu sehen, ob sie den Anblick von Blut ertragen, ob sie sich mit der praktischen Anatomie befassen könne. Kirsanow's Stellung im Hospital verschaffte ihr Gelegenheit, unbehindert sich dieser Prüfung zu unterziehen.

---

## XI.

Ohne daß mein Gewissen sich beschwert fühlte, und ohne auf poetisch gestimmte Seelen Rücksicht zu nehmen, habe ich mich gegen Wjera Pawlowna schon vieler Indiscretionen schuldig gemacht. Ich verschwieg zum Beispiel nicht, daß sie täglich und fast immer mit Appetit zu Mittag speist, überdies auch zweimal täglich Thee trinkt. Jetzt aber bin ich so weit gegangen, daß mich trotz des unzarten und niedrigen Standpunkts meiner Ansichten einige Bangigkeit beschleicht und ich überlege, ob es nicht besser gewesen wäre, diesen Umstand zu verschweigen. Was wird man von einer Frau denken, welche im Stande ist, sich dem praktischen Studium der Medicin zu widmen? Wie grob müssen ihre Nerven, wie abgestumpft muß ihr Gefühl sein! Doch ich beschwichtige meine Scrupel damit, daß ich meine handelnden Personen ja nicht für Ideale von Vollkommenheit ausgebe. Mag man

von dem Vorhaben Wjera Pawlowna's denken was man will; was geht es mich an? Nennt man sie deswegen roh und gefühllos: ich kann's nicht ändern. Vielmehr sage ich ohne Bedenken, sie begriff, daß es etwas anderes sei, über die Dinge müßige Betrachtungen anstellen, etwas anderes, eifrige Thätigkeit entfalten zum eigenen wie zu anderer Nutzen.

Ich erinnere mich — ich war ein Knabe von zwölf Jahren und hatte noch nie eine Feuersbrunst gesehen —, wie sehr ich erschrak, als ich in einer Nacht durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt wurde. Der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen, Feuerbrände flogen durch die Stadt; in allen Gassen fürchterlicher Lärm, Hin- und Herrennen, Geschrei. Ich zitterte wie im Fieber. Meine Angehörigen befanden sich selbst in größter Aufregung; so konnte ich unbebemerkt aus dem Hause schlüpfen, um zur Feuerstelle zu eilen. Es brannte in der Häuserreihe am Quai. Längs dem Flußufer waren Holzscheite und Lohziegel aufgeschichtet. Ich sah, wie Knaben in meinem Alter sich mit Scheiten und Ziegeln beluden und sie aus der Nähe der brennenden Häuser wegtrugen. Ich packte auch mit an — sofort war meine Angst verschwunden! Ich arbeitete mit großem Eifer, bis man uns sagte: Genug, die Gefahr ist vorüber.

Arbeit verscheucht die Furcht, sie überwindet auch Widerwillen und Ekel.

Wjera Pawlowna studirte also Medicin. Sie war, soviel ich weiß, eine der ersten Frauen, die sich bei uns diesem Berufe widmeten. Alle Schwierigkeiten des Studiums erleichterte ihr der Gedanke: In einigen Jahren werde ich ganz auf eigenen Füßen stehen! Das ist ein großer Gedanke. Ohne volle Unabhängigkeit gibt es kein volles Glück. Arme Frauen, wie wenige unter euch kennen dieses Glück!

---

## XII.

Ein Jahr ist seit ihrer Vermählung mit Kirsanow vergangen, und es wird noch ein Jahr und wieder ein Jahr vergehen, und Wjera Pawlowna wird sich immer noch so zufrieden fühlen, wie sie sich jetzt fühlt, und wie sie sich von Beginn an gefühlt hat. Und so werden viele Jahre vergehen, in denen sie sich ebenso zufrieden fühlen wird, wofern nicht von außen her Störendes hereinbricht, denn wer kann wissen, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt. Bis zu der Zeit, da ich dieses schreibe, hat sich nichts Störendes ereignet, und Wjera Pawlowna hat nicht aufgehört sich so zufrieden zu fühlen, wie sie sich in den ersten Jahren seit ihrer Vermählung mit Kirsanow gefühlt hat.

Nachdem ich einmal die über alle maßen compromittirende Indiscretion begangen habe, zu verrathen, daß Wjera Pawlowna den Beschluß faßte, Medicin zu studiren, und daß ihre Nerven sich stark genug dazu

erwiesen, nehme ich keinen Anstand, auch das übrige mitzutheilen; so arg wie jener Beschluß kann ihr ja in den Augen der Leser nichts anderes mehr schaden. Ich erzähle also weiter. Ganz wie früher auf dem Wassili-Ostrow, bilden bei ihr auch jetzt in der Sergistraße der Morgenthee, das Mittagmahl und der Abendthee die drei Epochen des Tages. Sie hat wirklich die prosaische Gewohnheit beibehalten, jeden Tag zu Mittag zu essen und zweimal Thee zu trinken, und noch mehr, sie befindet sich wohl dabei. Ueberhaupt blieb in ihrer neuen ruhigen Zeit vieles so, wie es in ihrer frühern ruhigen Zeit gewesen. Außer den gemeinsamen Zimmern hat sowol der Mann wie die Frau ein Zimmer für sich allein, das der andere Theil nicht ohne Erlaubniß des Inhabers betritt; eine Frage, auf die der Gefragte mit „frage mich nicht darum" geantwortet hat, wird nicht wiederholt, denn beide wissen, wenn der Gegenstand wichtig genug ist, wird der Gefragte von selbst darauf zurückkommen, während Schweigen bedeutet, daß die Sache für den andern kein Interesse hat.

Indeß, wenn auch keine Veränderungen eingetreten, einige kleine Nuancen sind doch zu bemerken. Zu einer bestimmten Tageszeit ist jetzt das Betreten der beiden Privatzimmer ohne vorherige Anfrage gestattet.

Es wird nämlich der Morgenthee auf ihrem, der Abendthee auf seinem Zimmer eingenommen. Zum Abendthee bringt der Diener — es ist noch der uns bekannte Stefan — den Samowar nebst Zubehör in das Zimmer Alexander's, und gleichzeitig tritt auch Wjera Pawlowna dort ein. Zum Morgenthee dagegen stellt Stefan den Samowar und die Tassen in den an Wjera Pawlowna's Zimmer anstoßenden Salon und geht dann in das Zimmer seines Herrn, um ihm zu melden, der Frühstückstisch sei servirt. Wenn er aber Alexander Matweitsch nicht in seinem Zimmer findet? Nun, Stefan hat das Seinige gethan — mögen die beiden dann selbst daran denken, daß es Zeit zum Theetrinken ist. Es war nämlich ausgemacht worden, daß Wjera Pawlowna morgens ihren Mann bei sich erwartet, ohne ihm erst die Erlaubniß zum Eintreten zu geben.

Nach dem Erwachen dehnt sie sich in ihrem Bett, sinnt und denkt, schlummert halb wieder ein, wird wieder munter, sinnt und denkt wieder — an was mag sie denken? Vielleicht an ihre Wirthschaft, an die Nähwerkstatt, an die Eintheilung des Tagewerks. Vornehmlich aber denkt sie an zweierlei — drei Jahre nach der Verheirathung wird sie einen dritten Gegenstand ihres Denkens in den Armen halten: ihren

Mitja; zu Ehren des Freundes Dmitri ist er Mitja getauft — jetzt denkt sie erstens an ihr Studium, das ihr die volle Selbständigkeit geben soll, zweitens an Sascha. Und wenn der Gedanke an Sascha, wie es regelmäßig geschieht, alle andern Gedanken verdrängt hat, dann — wie soll man es nennen? ist es Träumerei, ist es Schlummer? die Augen sind leicht geschlossen, die Wangen röthen sich . . . lange liegt sie so im süßen Halbschlaf, sie weiß nicht wie lange. Endlich verläßt sie das Bett, um ein warmes Bad zu nehmen; die Badeeinrichtung hat nicht unbedeutende Kosten verursacht, doch durfte man sich bei den jetzigen Einkünften diesen Luxus gestatten. Nachdem sie noch ein wenig auf ihrem weichen Divan geruht, beginnt sie sich anzukleiden. In der Regel ist ihre Toilette bereits beendet, wenn Sascha eintritt. Hat sie sich aber allzu lange den süßen Träumereien hingegeben, dann begegnet es ihr wol, daß sie bei der Toilette von ihm überrascht wird, und dann kann sie nicht verhindern — warum sollte sie es auch? — daß er ihr seine guten Dienste zutheil werden läßt. Er stellt sich so komisch dabei an! . .

Der Thee ist getrunken, es schlägt zehn, Sascha muß aufbrechen, um sich in das Hospital, oder in die Klinik, oder in sein Auditorium zu begeben. Oder er

kann zu Hause bleiben; dann zündet er sich bei der letzten Tasse die Cigarre an, und sie mahnen sich gegenseitig: „Gehen wir an die Arbeit!“ Wjera Pawlowna ist ja Studentin, und Sascha ist sowol ihr Correpetitor in den medicinischen Studien wie ihr Privatlehrer in den Gymnasialfächern, zu deren Erlernung sie ohne ihn nicht die Geduld hätte. Besonders langweilt sie die Mathematik, und ebenso das Latein. Zum Glück sind die Anforderungen, welche an diejenigen, die kein Maturitätszeugniß besitzen, bei der Aufnahmeprüfung zur medicinischen Akademie gestellt werden, äußerst mäßig. Die lateinischen Ausdrücke, die in den medicinischen Lehrbüchern vorkommen, versteht sie schon zum großen Theil, und bald wird sie es so weit gebracht haben, einige Zeilen aus dem Cornelius Nepos ohne Anstoß übersetzen zu können.

## XIII.

### Ein Wort über Blaustrümpfe.

„Ein Blaustrumpf! Der richtige Blaustrumpf! Nichts ist mir langweiliger und unausstehlicher als ein Blaustrumpf!“ unterbricht mich hier wieder der scharfsinnige Leser, obgleich ich ihn erst vor kurzem mit Schimpf und Spott davongejagt habe. Er beweist mir eine rührende Anhänglichkeit, und auch mich führt ein geheimer Zug des Herzens immer wieder zu ihm zurück. Wohlwollend erwidere ich ihm:

Daß ein Blaustrumpf langweilig und unausstehlich ist, das hast du richtig errathen, scharfsinniger Leser; aber weißt du denn auch, wer ein Blaustrumpf ist? Ich will es dir sogleich im Spiegel zeigen. Ein Blaustrumpf ist, wer dünkelhaft, geistlos, affectirt über literarische und wissenschaftliche Dinge spricht, von denen er so wenig versteht wie der Blinde von den

Farben; wer nicht um der Sache selbst willen darüber spricht, sondern nur um mit seinem Geist (den ihm die Natur versagte), mit seinem idealen Streben (wovon er nicht mehr hat als der Stuhl, auf dem er sitzt) und mit seiner Bildung (die etwa der eines Papagaien gleicht) vor sich und andern zu prunken. Erkennst du nun, wen diese plumpe, aufgeblähte, innerlich hohle Figur im Spiegel darstellt? — Dich selbst, mein Freund. Ja, ob du einen Vollbart trägst oder dein Gesicht glatt rasirt ist, du bist und bleibst ohne Widerrede der echteste Blaustrumpf. Deswegen mußte ich dich schon zweimal davonjagen, eben weil Blaustrümpfe, deren es unter den Männern zehnmal mehr gibt als unter den Frauen, auch mir unausstehlich sind.

Aber wer mit ernstem Fleiß an einem Werke schafft, welcher Art das Werk sein, und welche Kleidung, weibliche oder männliche, er tragen mag — der ist ein redlicher Arbeiter, kein Blaustrumpf.

---

## XIV.

Ich beendige die Schilderung, wie Wjera Pawlowna ihre Tage verbringt, indem ich nur noch hinzufüge, daß Kirsanows den Mittelpunkt eines ziemlich großen Kreises von jungen Ehepaaren bilden, die ebenso zufrieden und einträchtig leben wie sie selbst, und mit denen sie an ihren freien Abenden, abwechselnd bei dieser oder jener Familie, in heiterer Geselligkeit versammelt sind.

---

Wenn früher zwei Liebende den Ehebund geschlossen hatten, so schwand die Poesie der Liebe sehr bald dahin. Nicht so bei den neuen ordentlichen Menschen: bei ihnen ist die Brautzeit nur die liebliche Morgenröthe, nur die Vorläuferin des Tages, der Licht und Wärme immer reichlicher spendet noch weit über die Mittagshöhe hinaus. Je länger sie zusammenleben, desto inniger werden sie von der Poesie der Liebe durch-

leuchtet und erwärmt; bis zum Abend des Lebens, bis die Sorge für die erwachsenen Kinder, die süßer ist als persönlicher Genuß, in ihren Gedanken vorherrscht, bis dahin wächst ihre Liebe noch von Jahr zu Jahr.

Woher kommt das? Ich will euch das Geheimniß verrathen. Es gehört dazu, außer einem reinen Herzen und redlichem Sinn, Achtung des Mannes vor der Freiheit seiner Lebensgefährtin. Betrachte deine Gattin stets wie deine Braut, denke stets, sie habe das Recht, jeden Augenblick zu sagen: ich bin unzufrieden mit dir, verlaß mich! — und zehn Jahre nach eurer Hochzeit wird deine Liebe zu ihr noch ebenso poetisch sein, wie die Liebe zu der Braut gewesen, ja noch poetischer, noch idealer, in des Wortes schönster Bedeutung. Erkenne ihre Freiheit offen und rückhaltlos an, wie du deinem Freunde die Freiheit zugestehst, dir seine Freundschaft zu widmen oder nicht, und du wirst zehn, zwanzig Jahre nach der Hochzeit ihr noch so theuer sein, wie du ihr als Bräutigam warst.

So gestaltet sich das eheliche Leben bei den Menschen der neuen Generation, weil sie aufrichtig gegeneinander sind, weil keins dem andern einen heuchlerischen Kuß gibt oder ein erlogenes Wort sagt. In einem ältern Buche wird von einem Manne gerühmt: „Nie kam eine Lüge aus seinem Munde; sein Herz

kennt keine Heuchelei", und die Leser des Buchs bewundern die moralische Höhe, auf welche dieser Mensch gestellt ist, und der Verfasser glaubt einen Menschen geschildert zu haben, der allgemeine Bewunderung verdiene. Weder dem Verfasser noch den Lesern dieses Buchs erscheint es begreiflich, daß die Menschen der neuen Generation keinen unter die Zahl ihrer Freunde aufnehmen, dem nicht unbedingte Wahrhaftigkeit eigen ist, daß es ihnen gleichwol nicht an Freunden mangelt, daß sie dieselben aber, ebenso wie sich selbst, nur für ordentliche Menschen der neuen Generation, keineswegs für außergewöhnliche Menschen halten.

Leider kommen heute noch immer auf einen neuen Menschen mehr als zehn vorsündflutliche Menschen. Natürlich — in einer vorsündflutlichen Welt lebt auch ein vorsündflutliches Geschlecht.

## XV.

„Nun leben wir schon drei Jahre zusammen, Sascha, und wir sind noch wie ein Liebespaar, das sich nur selten, nur verstohlen sehen darf. Wer behauptet, die Liebe nehme ab, sobald er und sie sich ungehindert und völlig angehören, der kennt die wahre Liebe nicht, der kennt nur verliebte Eitelkeit oder erotische Tändelei. Die echte Liebe beginnt vielmehr erst, wenn man anfängt zusammenzuleben."

„Hast du diese Bemerkung etwa an mir gemacht?"

„An dir habe ich eine noch viel interessantere Bemerkung gemacht: wenn noch drei Jahre vergehen, wirst du deine ganze Medicin vergessen haben, und nach abermals drei Jahren hast du auch das Lesen verlernt, und von allen deinen Sinnen ist dir nur einer geblieben: das Gesicht, am Ende aber siehst du gar nichts mehr als mich."

„Ja, mit jedem Jahre stärker."

„Es ist wie mit dem Opiumgenuß; bekanntlich nimmt bei den Opiumessern das Verlangen danach mit jedem Jahr an Stärke zu."

„Alle starken Leidenschaften sind von dieser Art; je länger sie dauern, desto stärker entwickeln sie sich."

„Uebersättigung! — Die Liebe weiß nichts von Uebersättigung, sie kennt nur Sättigung auf wenige Stunden."

„Uebersättigung empfindet die eitle Phantasie, nicht das Herz; der müßige Träumer, nicht der wache, thätige Mensch."

„Weil ich mich, statt zu darben, jeden Tag ordentlich satt esse, wird deshalb mein Appetit schwächer, mein Geschmack stumpfer? Im Gegentheil, genieße ich regelmäßig gut zubereitete Speisen, so kräftigt sich mein Geschmack und ich behalte Appetit so lange ich lebe; ohne Appetit ist das Leben schal und reizlos." (Das ist ja roher Materialismus, bemerke ich mit dem scharfsinnigen Leser.)

„Es entspricht der Natur des Menschen, nicht daß die Liebe mit der Zeit erkaltet, sondern daß sie, je länger sie währt, desto mehr an Wärme gewinnt. Wann ist die Freundschaft inniger — ich meine unter gleichgestimmten Seelen, die zu guter Stunde

sich fanden — eine Woche, oder ein Jahr, oder zwanzig Jahre nachdem sie begonnen?"

---

„Sascha, deine Liebe vollendet meine Selbständigkeit, sie macht mich unabhängig von allem, unabhängig auch von dir. Was gewinnst aber du durch meine Liebe?"

„Ich? Nicht weniger als du durch die meinige. Die fortwährende starke, gesunde Erregung der Nerven wirkt belebend auf mein ganzes Nervensystem." (Roher Materialismus, bemerke ich wieder mit dem scharfsinnigen Leser.) „Dank der Liebe zu dir wachsen meine intellectuellen und moralischen Kräfte."

„Es ist wahr, Sascha, alle unsere Bekannten sagen — ich selbst bin keine gültige Zeugin, mein Urtheil ist bestochen — alle sagen, deine Augen seien heller, deine Blicke glänzender und schärfer als früher."

„Wjerotschka, vor dir brauche ich mich nicht zu rühmen, wir zwei sind ja eins, aber ich gestehe, meine Augen spiegeln nur wider, was in meinen Innern vorgeht. Mein Denkvermögen ist weit stärker geworden. Wenn ich viele Thatsachen zusammenfassen, aus einer Reihe von Beobachtungen das Facit ziehen will, gelingt mir jetzt in einer Stunde, worüber ich sonst

tagelang nachsinnen mußte. Ich kann jetzt eine größere Zahl von Erscheinungen in meinem Geiste festhalten, tiefere und gehaltreichere Folgerungen daran knüpfen. Wären die Keime dazu in mir vorhanden, ich müßte durch diese Liebe ein großes Genie werden. Besäße ich von Natur auch nur eine schwache schöpferische Anlage, diese Liebe würde mich befähigen, ganz Neues zu schaffen auf dem Felde der Wissenschaft. Ich bin nur zum Arbeiter geboren, zum Ansiedler, der ein kleines Gebiet urbar macht; aber die Liebe zu dir hat die Grenzen meines Arbeitsgebiets erweitert: man erwartet jetzt von mir ein Werk über die Functionen der Nerven, und ich werde die Erwartung nicht unerfüllt lassen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren hat der Mensch die kühnste und ursprünglichste Anschauung, ich war seitdem ein paar Jahre nicht fortgeschritten. Unser Zusammenleben aber hat mir die Frische der ersten Jugend wiedergegeben und den Muth, nach viel weitern Zielen zu streben als die, bei denen ich halt gemacht hatte und ohne dich stehen geblieben wäre.

„Wenn alle unsere Lebensgeister in lebhafte Erregung versetzt werden, dann erhöht sich auch die Energie unserer Thätigkeit. Die geistige Spannkraft, welche der Genuß von starkem Kaffee oder Wein für eine Stunde künstlich zu erzeugen vermag, worauf aber

dann sofort eine entnervende Reaction folgt, diese geistige Spannkraft, diese Energie der Thätigkeit fühle ich jetzt dauernd in mir, niemals tritt ein Zustand der Erschlaffung ein."

---

„Wer nicht erfahren hat, wie die Liebe alle Kräfte des Menschen weckt, der kennt die wahre Liebe nicht."

„Das ist das Wesen der Liebe, daß jedes dem andern beisteht, sich höher zu erheben."

„Wem die Mittel zur Thätigkeit fehlen, dem verleiht sie die Liebe; wer sie besitzt, der erhält von der Liebe die Kraft, sie zur Anwendung zu bringen."

„Nur der Mann liebt, welcher dem geliebten Weibe dazu verhilft, daß es sich zur Unabhängigkeit erheben kann."

„Nur der liebt, dem die Liebe seine Gedanken klarer, seine Arme kräftiger macht."

---

„Mein Geliebter, ich lese jetzt Boccaccio." (Welche Verderbniß — bemerke ich mit dem scharfsinnigen Leser — eine Frau, die Boccaccio liest! Den dürfen nur wir lesen. Ich füge aber noch folgende Bemerkung hinzu: eine Frau bekommt von dem scharfsinnigen Leser wäh-

rend fünf Minuten mehr Schlüpfrigkeiten, die man nicht für unschicklich hält, zu hören, als sich deren im ganzen Boccaccio finden, aber keinen einzigen von den klaren, frischen und reinen Gedanken, an denen Boccaccio so reich ist.) „Du hast recht, Geliebter; sein Talent ist sehr bedeutend. Manche seiner Erzählungen kann man, was Tiefe und Feinheit der psychologischen Ausführung betrifft, nach meiner Ansicht den besten Dramen Shakespeare's an die Seite stellen."

„Und wie gefallen dir seine komischen Erzählungen, in denen er so ohne Umschweife spricht?"

„Einige sind recht unterhaltend; die übrigen aber finde ich, wie jede allzu grobe Posse, langweilig."

„Man muß jedoch dabei berücksichtigen, daß er fünfhundert Jahre vor uns lebte. Was uns heute roh und indecent erscheint, galt damals nicht für anstößig."

„So wie gewiß vieles von den heutigen Sitten, der ganze Ton unserer heutigen Gesellschaft nach fünfhundert Jahren roh und gemein erscheinen wird. Doch diese Possen interessiren mich weit weniger als seine ernsten Erzählungen, in welchen er die hohe Gewalt der Liebe verherrlicht. Da zeigt sich sein großes Talent von der vortheilhaftesten Seite. Wie wahr und ergreifend sind seine Schilderungen! Um so bewundernswerther, da den Menschen seiner Zeit,

die tiefe innerliche Empfindung der Liebe fremd war. Mit Unrecht bezeichnet man jene Epoche als die des vollkommensten Liebesgenusses. Nein, die damaligen Menschen empfanden die Seligkeit der Liebe nicht halb so stark wie wir; ihre Gefühle waren oberflächlich, ihre Liebe ein flüchtiger Rausch."

„Die Stärke einer Empfindung entspricht der Tiefe des Gemüths, aus der sie emporsteigt. Ein Gefühl, das nur durch äußere Anlässe erregt wird, verflüchtigt sich rasch, denn es durchdringt nicht den ganzen Menschen. Wer nur Wein trinkt, weil ihm gerade das Glas gereicht wird, der hat wenig Geschmack, wenig Genuß davon. Größer ist schon der Genuß, wenn er aus dem Verlangen des Genießenden entsprang, wenn dieser den Gegenstand und den Anlaß des Genusses aufgesucht hat; dann geräth das Blut in lebhaftere Wallung und man empfindet eine gewisse Wärme, welche dem Eindruck größere Innigkeit verleiht. Aber auch dieses Gefühl ist noch schwach im Vergleich zu demjenigen, das wir empfinden, wenn der Genuß in der tiefsten Tiefe unsers geistigen Lebens seinen Ursprung hat. Das letztere Gefühl bringt alle Nerven in dauernde starke Bewegung und durchströmt sie mit beständiger Wärme; das ist nicht blos das vom Verlangen hervorgerufene Pochen des Herzens, nein, die

Brust athmet mit einer Frische und Leichtigkeit, als ob die Luft viel reiner und sauerstoffhaltiger geworden wäre. Wir haben das Gefühl, als ließen wir uns an einem schönen Tage von der Sonne durchwärmen, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß bei der Liebe die Frische und Wärme sich von innen heraus entwickelt, folglich keine Einbuße durch die vermittelnden Sinne erleidet."

---

„Es gewährt mir große Befriedigung, daß ich mich noch bei zeiten von dieser Mode losgesagt habe. Die Circulation des Bluts darf nicht durch Druck von außen gehemmt werden. Wenn mein Teint zarter geworden ist, so verdanke ich es nur diesem Entschluß. Und wie wird die Form des Fußes durch die Mode verdorben! Strümpfe und Schuhe müssen sich frei und ungezwungen seiner Form anschließen; jetzt nimmt mein Fuß wieder die normalen Umrisse an, die Einschnitte verschwinden. Nur drei Jahre lang habe ich ein Mieder getragen und es noch vor unserer Vereinigung abgelegt. Aber unsere Kleidung preßt auch ohne das Mieder die Taille zusammen. Wie unzweckmäßig ist der Schnitt unserer Kleider! Man hätte schon lange begreifen sollen, daß die Griechinnen vernünftiger

waren, indem sie ihre Gewänder frei von den Schultern herabwallen ließen. Wie sehr verdirbt der Schnitt unserer Kleider die Körpergestalt! Ich freue mich, daß bei mir die natürlichen Formen zurückkehren!"

---

„Wie schön du bist, Wjerotschka!"
„Wie glücklich bin ich, Sascha!"

---

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach — sein Kuß!

---

## XVI.

### Wjera Pawlowna's vierter Traum.

Sie hört von ferne her eine bekannte Stimme — o wie bekannt ist ihr jetzt diese Stimme! Die Stimme kommt näher und näher:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!

Wjera Pawlowna schaut um sich. Ja, es ist wahr, die Flur erglänzt in goldigem Licht; Blumen bedecken die Aue, eine Fülle von Blüten schmückt das Gesträuch, das die Auen umkränzt, hinter dem Gesträuch ragt der grüne Wald empor, auch der Waldboden ist mit bunten Blumen bedeckt; die Fluren, die Wiesen, das Gesträuch und die Blumen des Waldes strömen würzigen Wohlgeruch aus; Vögel flattern von Busch zu

Busch und singen tausendstimmig von den Zweigen; und drüben über den Fluren und Wiesen, dem Gesträuch und dem Walde — wieder goldig erglänzende Fluren, blumenbedeckte Auen und blühende Sträucher bis fern an den Fuß des mit Hochwald bestandenen Gebirgs, über dessen Gipfeln leichte silberne, goldene, purpurne Wölkchen im Azurblau des Himmels schweben und ineinanderfließen ... Die Sonne steigt auf, die gesammte Natur empfindet Freude und erfüllt jede Brust mit Licht und Wärme, mit Duft und Sang, mit Frohsinn und Liebe, und der übervollen Brust entströmt ein Lied der Freude, des Glücks, der Liebe.

O Erd'! O Sonne!
O Glück! O Lust!
O Lieb', o Liebe,
So goldenschön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

„Kennst du mich jetzt? Weißt du nun, daß ich schön bin? — Du weißt es noch nicht, niemand von euch hat mich noch in all meiner Schönheit gesehen ... Schau hin und sieh, was war, was ist, und was sein wird. Höre und sieh!“

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste ...

Am Fuße eines Berges, am Saume des Waldes, umgeben von hohen schattigen Baumgruppen steht ein Schloß.

„Dahin laßt uns ziehen!“ Alle begeben sich dorthin. Ein üppiges Mahl; der Wein schäumt in den Bechern, die Augen der Gäste strahlen. Festjubel, dazwischen Geflüster, Kichern, ein heimlicher Händedruck, ein verstohlener, unhörbarer Kuß. — „Gesang! Gesang! Ohne Gesang keine vollkommne Lust!“

Der Sänger erhebt sich. Auf seiner gedankenreichen Stirn thront Begeisterung; ihm offenbart die Natur ihre Geheimnisse, ihm verkündet die Geschichte ihre Ideen, in seinem Gesange rollen die Bilder von Jahrtausenden vorüber.

1.

Sowie der Sänger seine Rhapsodie anstimmt, erscheint ein Bild.

Nomadenzelte. Rings um die Zelte weiden Schafe, Pferde, Kamele. In der Ferne ein Hain von Oel- und Feigenbäumen. Noch weiter entfernt gegen Nordwesten begrenzt den Horizont der Doppelrücken eines Gebirgs, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt, dessen Abhänge mit Cedern bewachsen sind. Stämmiger als die Cedern sind die Hirten, die man hier sieht, schlanker

als Palmen ihre Frauen. Das Leben fließt ihnen in träger Ruhe dahin; sie kennen keine andere Beschäftigung als Lieben, und sie verbringen ihre Tage, einen wie den andern, mit Liebkosungen und Gesängen zum Preise der Liebe.

„Dies Bild“, spricht die strahlende Schöne, „steht in keiner Beziehung zu mir. Damals war ich nicht auf der Welt. Das Weib war damals Sklavin. Wo keine Gleichberechtigung herrscht, da sucht man mich vergebens. Sieh hier ihre Herrscherin; man nannte sie Astarte.“

Ein üppiges Weib. An Armen und Füßen prangen dicke goldene Reifen, schwere Schnüre in Gold gefaßter Perlen und Korallen an ihrem Halse. Auf ihrem Antlitz ist Wollust und Sklavensinn ausgeprägt, Wollust und Stumpfsinn in ihren Augen.

„Unterwirf dich deinem Herrn: diene ihm zur Kurzweil, wenn er von seinen Raubzügen heimkehrt; du mußt ihn lieben, denn er hat dich gekauft; weigerst du dich, ihn zu lieben, so tödtet er dich“, spricht sie zu dem Weibe, das vor ihr im Staube liegt.

„Du siehst, daß ich das nicht bin“, sagt die Schöne.

2.

Wieder ertönen die begeisterten Worte des Sängers; es erscheint ein neues Bild.

Eine Stadt. Fern im Norden und Osten Gebirge, fern im Westen und Süden das Meer . . . Eine wunderbare Stadt. Die Wohnhäuser sind klein und unscheinbar von außen. Aber welche Menge prachtvoller Tempel! Besonders auf dem Hügel, zu dem eine Treppe hinanführt mit einem Thore, alles von unbeschreiblicher Herrlichkeit und Pracht. Der ganze Hügel ist mit Tempeln und öffentlichen Gebäuden besetzt, von denen jedes einzelne heute hinreichen würde, die Schönheit und den Ruhm der großartigsten Königsstadt zu erhöhen. Tausende von Bildsäulen sind in den Tempeln und durch die Stadt zerstreut, Bildsäulen, welche das Museum, in dem sie ausgestellt wären, zum ersten der Welt machen würden. Und wie schön ist das Volk, das sich auf den Plätzen und Straßen tummelt: jeder dieser Jünglinge, jede dieser jungen Frauen und Mädchen könnte als Modell für jene Bildsäulen dienen. Ein reges, lebhaftes, heiteres Volk, dessen ganzes Leben schön und glänzend ist. Diese Häuser, so wenig bestechend von außen — welchen Reichthum an Schönheit und Lebensgenuß weisen sie im Innern auf! Jedes Stück

des Hausraths ein Kunstwerk. Und alle diese Menschen, die so schön sind, die das Schöne so hochhalten, leben nur um zu lieben, um der Schönheit zu huldigen ... Siehe da, ein Verbannter kehrt in die Stadt zurück, welche seine Herrschaft abgeworfen hat: er kehrt zurück, um wieder zu herrschen, das wissen alle. Wie, und kein Arm erhebt sich gegen ihn? — Im Wagen sitzt an seiner Seite ein Weib von bezaubernder Schönheit, bezaubernd selbst unter dieser Masse von Schönheiten; sie zeigt ihn dem Volke, sie bittet das Volk für ihn, sie sagt dem Volke, daß sie ihn beschirme. Und das Volk beugt sich vor ihrer Schönheit und überträgt die Herrschaft über sich wieder dem Pisistratus, ihrem Liebhaber ... Ein Gerichtshof; die Richter sind steinalte Greise; das Volk kann man bestechen, sie sind jeder Bestechung unzugänglich. Der Areopag steht in dem Rufe schonungsloser Strenge, unerbittlicher Unparteilichkeit: Götter und Göttinnen geben ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung anheim. Jetzt soll ein Weib vor ihm erscheinen, das der ärgsten Verbrechen angeklagt ist: sie hat den Tod verdient, die Verderberin Athens, jeder von den Richtern hat bereits so bei sich entschieden. Aspasia, die Schuldige, tritt vor sie hin — und alle beugen sich zur Erde nieder und rufen: du kannst nicht verurtheilt werden, du bist

zu schön! — Ist das nicht das Reich der Schönheit? ist das nicht das Reich der Liebe?

„Nein", spricht die strahlende Schöne, „auch damals war ich nicht auf der Welt. Jene Männer beteten das Weib an, aber sie erkannten es nicht für ihresgleichen; sie beteten es an, aber nur als eine Quelle des Genusses; Menschenwürde haben sie ihr nicht zuerkannt! Wo die Frau nicht in ihrer Menschenwürde geachtet wird, da bin ich nicht. Ihre Herrscherin war Aphrodite. Hier ist sie."

Diese Herrscherin trägt keinen Schmuck. Sie ist so schön: ihre Anbeter wollten nicht, daß ihre Schönheit mit einem Gewande bekleidet sei; ihre wundervolle Gestalt sollte unverhüllt von den entzückten Augen geschaut werden.

Ein Weib, fast ebenso schön wie sie, opfert Thymian auf ihrem Altar; sie sagt zu ihr:

„Diene dem Mann als Quelle des Genusses. Er ist dein Herr. Du lebst nicht für dich, du lebst für ihn."

In ihren Augen glänzt nur die Lust der Sinne; in ihrer Haltung, in ihrem Antlitz liegt Stolz, Stolz auf die Schönheit ihrer Erscheinung. „Wo sie herrschte, wurde die Frau von ihrem Manne in das Gynäceum eingesperrt, damit niemand außer ihm, ihrem Herrn,

ihre Schönheit, die sein Eigenthum ist, anschaue; sie entbehrte der Freiheit. Es gab allerdings auch freie Weiber; diese aber verkauften ihre Freiheit, indem sie den Genuß ihrer Reize feilboten. Die Frau war nicht frei, sie war noch halbe Sklavin. Wo keine Freiheit, da ist kein Glück, da bin ich nicht."

3.

Von neuem ertönt des Sängers Lied, und ein neues Bild taucht auf.

Ein Turnierplatz vor dem Schlosse. Ringsum Tribünen mit einer glänzenden Versammlung von Zuschauern. Unten auf dem Plane Ritter, zum Kampfe bereit. Auf dem Balkon des Schlosses sitzt eine Jungfrau. Sie hält eine Schärpe in ihrer Hand. Mit der Schärpe wird sie den Sieger im Kampfe schmücken, und sein Lohn ist, daß er ihre Hand küssen darf. Die Ritter kämpfen auf Leben und Tod. Toggenburg siegt. „Ritter, ich liebe Euch wie eine Schwester. Verlangt keine andere Liebe von mir. Mein Herz pocht nicht stärker, wenn Ihr kommt, nicht wenn Ihr geht." — „Mein Schicksal ist entschieden", spricht er und zieht in den heiligen Krieg nach Palästina. Der Ruhm seiner Thaten verbreitet sich durch die ganze Christenheit. Aber er kann nicht leben, ohne

die Königin seiner Seele zu sehen; auch im Kriege konnte er nicht Vergessenheit finden. Er kehrt zurück und klopft an die Pforte ihres Schlosses. „Ihr klopft vergebens, Ritter, sie ist im Kloster." — Er baut sich eine Hütte, von wo aus er, ihr unsichtbar, sie sehen kann, wenn sie morgens das Fenster ihrer Zelle öffnet. Nun kennt er keinen andern Beruf mehr, als zu harren, bis sie, schön wie die Sonne, am Fenster erscheint, keinen andern Lebenszweck, als die Königin seiner Seele von ferne zu sehen, und noch als das Leben in ihm zu verlöschen begann, saß er vor seiner Hütte und dachte nur eins: werde ich sie noch einmal sehen?

„Dies hat ebenfalls gar keinen Bezug auf mich", spricht die strahlende Schöne. „Der Ritter liebte so lange, bis die Geliebte sein Weib geworden war; von da an ward sie seine Leibeigene; sie mußte vor ihm zittern, er schloß sie ein und hörte auf sie zu lieben. Er pirschte, zog in den Krieg, zechte mit seinen Genossen — die Frau war verschmäht, gefangen, verachtet. Nein, damals war ich nicht auf der Welt. Ihre Herrscherin nannte man die Minne. Hier ist sie."

Bescheiden, schüchtern, zart, schön — schöner als Astarte, schöner selbst als Aphrodite —, aber träumerisch, betrübt, schmerzensreich. Sie spricht zu den Frauen: „Trauert wie ich! Ihr seid elend; die Erde ist ein Jammerthal."

„Nein, nein, damals war ich nicht auf der Welt", sagt die strahlende Schöne.

4.

„Alle diese Herrscherinnen glichen mir nicht. Sie herrschen zwar heute noch, aber ihre Herrschaft geht dem Ende entgegen. Mit der Geburt jeder neuen begann die Herrschaft ihrer Vorgängerin zu verfallen. Auch ich kam erst zur Welt, als die Herrschaft der letzten erschüttert war. Keine vermochte ihre Vorgängerinnen ganz zu ersetzen, darum blieben sie neben ihr bestehen. Ich aber ersetze sie alle, sie werden verschwinden, ich allein werde bleiben und die Herrschaft über die ganze Welt gewinnen. Doch ihre Herrschaft mußte vorangehen; ohne sie würde die meinige nicht möglich sein.

„Die Menschen erhoben sich erst aus dem thierischen Zustande, als der Mann anfing im Weibe die Schönheit zu schätzen. Allein das Weib war schwächer als der Mann, und der Mann war roh. Er betrachtete die Frau als sein Eigenthum, als ein Stück seiner Habe. Das war das Reich der Astarte.

„Als der Mann weiter fortgeschritten war, schätzte er die Frau zwar höher als auf seiner frühern Stufe, er beugte sich vor ihrer Schönheit — aber nur vor

der Schönheit. Ihr Geist war noch zu wenig entwickelt; sie dachte nichts als, was sie von ihm hörte. Er sagte ihr, nur er habe Anspruch auf Menschenrechte, sie nicht, und so hielt sie sich für ein ihm gehöriges Kleinod — für einen Menschen hielt sie sich noch nicht. Das war das Reich der Aphrodite.

„Nach und nach gelangte sie zu dem Bewußtsein ihrer Menschenwürde; aber ach, der Mann wollte sie nicht als einen Menschen anerkennen, er wollte sie immer noch als seine Sklavin besitzen. Doch sie sprach: ich will nicht dein Spielzeug sein! Das reizte seine Begierde; er flehte sie an, er demüthigte sich vor ihr, vor der unnahbaren, reinen, keuschen Jungfrau. Aber sobald sie, seinen Liebesschwüren trauend, die Seine geworden — wehe ihr! Nun war sie in seinen Händen, und seine Hände waren stärker als die ihrigen; er war wild und rauh, er machte sie zu seiner Sklavin und verachtete sie. Das war das Schmerzensreich der Minne.

„Wieder vergingen Jahrhunderte; meine Schwester — du kennst sie, sie ist dir früher erschienen als ich — arbeitete weiter an ihrem Werke. Sie war immer auf der Welt, früher als alle, früher als die ersten Menschen, und sie hat immer unermüdlich gearbeitet. Ihre Mühe war groß, der Erfolg schwach und lang-

sam, aber sie ließ nicht ab zu arbeiten, und der Erfolg besserte sich. Der Mann ward vernünftiger, das Weib erkannte mehr und mehr, daß sie ihm gleich sei, — und als die Zeit kam, wurde ich geboren.

„Das ist noch nicht lange her, noch gar nicht lange. Weißt du, wer zuerst mein Kommen geahnt und der Welt verkündet hat? Rousseau in seiner «Neuen Heloise». Von ihm hörten die Menschen zum ersten mal, daß ich mich nahe.

„Bisjetzt herrsche ich über wenige, aber mein Reich ist im Wachsen, und schon siehst du die Zeit voraus, wo ich über alle herrschen werde. Erst dann werden die Menschen meinen Werth erkennen. Jetzt vermögen auch die wenigen noch nicht ganz meinem Willen gemäß zu leben, weil die Welt um sie her meinen Willen haßt. Man würde sie verfolgen, ihr Leben verbittern. Ich will aber ihr Glück, ich will nicht, daß jemand leide. Darum sage ich zu ihnen: thut nichts, weshalb man euch verfolgen oder peinigen würde; erkennt meinen Willen nur so weit, als ihr ihn ohne Schaden für euer Geschick wissen dürft."

„Doch ich, darf ich dich ganz kennen?"

„Ja, du darfst es. Du befindest dich jetzt in der günstigen Lage, daß du nichts zu fürchten hast, auch wenn du ganz nach meinem Willen lebst. Du begehrst

nichts mehr, und wirst nichts thun, um deswillen die, welche mich nicht kennen, dich verfolgen würden. Du bist vollkommen zufrieden mit dem, was du besitzest. Dir kann ich mich ganz zu erkennen geben."

„So nenne dich mir. Die Namen der frühern Herrscherinnen hast du mir genannt, deinen Namen aber noch nicht."

„Du willst, daß ich dir meinen Namen nenne? Schaue mich an, höre mich."

5.

„Schaue mich an, höre mich. Erkennst du mein Angesicht? Erkennst du meine Stimme? Hast du mein Antlitz schon gesehen?"

„Nein, ich habe es noch nicht gesehen. Du bist mir wol erschienen, aber dein Antlitz war von einem Glorienschein umstrahlt, sodaß ich es nicht sehen konnte; ich sah nur, daß du schöner bist als alle. Ich hörte deine Stimme, aber ich hörte nur, daß deine Stimme schöner klingt als alle andern Stimmen."

„Schaue mich jetzt an; dir zu Liebe will ich für einen Augenblick den Glanz meiner Strahlenkrone schwächen, den Zauberklang meiner Stimme dämpfen, für dich einen Augenblick aufhören Herrscherin zu sein... Hast du geschaut, hast du gehört? Kennst du mich

nun? ... Genug — ich bin wieder Herrscherin, und bleibe Herrscherin für alle Zeit."

Ihr Antlitz ist wieder von dem vollen Glanze seines Glorienscheins umstrahlt, ihre Stimme hat wieder einen unbeschreiblichen Zauberklang. Aber in jenem Augenblick — was war das? Hatte Wjera Pawlowna dieses Antlitz wirklich schon gesehen, diese Stimme schon gehört?

„Genug", spricht die Herrscherin, „du wolltest wissen, wer ich bin; du weißt es nun. Du wolltest meinen Namen wissen — ich habe keinen andern Namen als den Namen derjenigen, welcher ich mich zeige: mein Name ist ihr Name. Ich habe mich dir gezeigt. Es gibt nichts Höheres als den Menschen, nichts Höheres als das Weib. Ich bin diejenige, der ich erscheine, die liebt und geliebt wird."

Ja, Wjera Pawlowna hat sich selbst gesehen. Das Antlitz der Herrscherin war ihr eigenes Antlitz, ihr belebtes, keineswegs vollkommen schönes Gesicht, das aber vom Glanze der Liebe umstrahlt schöner erschien als die schönsten Idealgebilde der Kunst, die uns die Bildhauer des Alterthums und die großen Maler des Cinquecento hinterlassen haben; es war ihr Antlitz, und obwol man selbst in Petersburg, das so arm an Schönheiten ist, hundert schönere sieht, erschien es doch

vom Glanze der Liebe umstrahlt schöner als das der Aphrodite im Louvre, schöner als alle Schönheiten, die je geschaut worden.

„Im Spiegel siehst du dein Antlitz, wie es ohne mich ist; in mir siehst du dich so, wie der Liebende dich sieht. Für ihn bin ich mit dir verschmolzen, für ihn gibt es kein schöneres Antlitz als deins, ihm erscheint es schöner als die idealsten Schöpfungen der Phantasie.“

## 6.

„Du weißt also, wer ich bin; erfahre nun auch, was ich bin . . .

„Ich bin die Sinnenlust, die man in der Astarte verehrte, der Stammmutter aller künftigen Herrscherinnen; ich bin das Entzücken, das die Menschen unter der Herrschaft der Aphrodite beim Anschauen der Schönheit empfanden; ich bin die Keuschheit, der man in der Minne huldigte. In mir vereinigt sich das Wesen der Minne mit dem Wesen der Astarte und dem der Aphrodite, und durch die Vereinigung wird jedes einzelne vollkommener und besser.

„Außerdem aber tritt in meinem Wesen ein neues Element hinzu, das in keinem der frühern Herrsche-

rinnen war. Dieses neue Element, wodurch ich mich von den Vorgängerinnen unterscheide, ist die Gleichberechtigung der Liebenden, Gleichheit zwischen ihnen als Menschen, und dank diesem neuen Element ist vieles in mir schöner, als es in ihnen war. Sobald der Mann die Gleichberechtigung der Frau anerkennt, gibt er den Gedanken auf, daß sie sein Eigenthum sei. Dann liebt sie ihn, wie er sie liebt, aus freier Neigung; ist die freie Neigung nicht vorhanden, so hat er kein Recht auf sie, so wenig wie sie auf ihn. In diesem Sinne stelle ich auch die Freiheit dar.

„Durch die Gleichberechtigung und die Freiheit gewinnt das Wesen der frühern Herrscherinnen in mir einen neuen, höhern Werth, wie man ihn vor mir nicht kannte. Man kannte nicht die höchste Sinnenlust, weil die freie Neigung der beiden Liebenden fehlte. Man kannte nicht die höchste Freude, welche das Anschauen der Schönheit gewähren kann, weil die Schönheit sich nicht aus freier Neigung enthüllte. Meine Keuschheit hat höhern Werth als die der Minne: die Minne pries nur die Keuschheit des Leibes, in mir ist die Keuschheit des Herzens. Ich bin frei, deshalb nahen sich mir nicht Heuchelei und Betrug: ich sage nichts, was ich nicht empfinde, ich gebe keinen Kuß, wo ich nicht liebe.

„Und noch weit höhern Werth als die erhöhten Reize der frühern Herrscherinnen hat der neue Reiz, der ihnen in mir hinzugefügt ist. Vor mir betrachtete der Mann die Frau nicht als ihm ebenbürtig. Darum genoß der Mann nicht das volle Glück der Liebe; was er fühlte, verdient nicht Glück genannt zu werden, es war nur ein augenblicklicher Rausch. Beklagenswerth aber war das Los der Frau. Sie war ein sklavisches, unterthäniges Geschöpf und schwebte in beständiger Furcht: wie konnte sie wissen, was Liebe ist! Wo Furcht herrscht, da ist keine Liebe ...

„Willst du mein Wesen in ein einziges Wort fassen, so nenne es Gleichberechtigung. Ohne Gleichberechtigung ist der Sinnengenuß, ist die Freude an der Schönheit dumpf und schal; ohne sie gibt es nur eine Keuschheit des Leibes, keine Keuschheit des Herzens. Aus der Gleichheit folgt auch die Freiheit, die in mir ist und ohne die ich nicht da wäre.

„Ich habe dir nun alles gesagt, was du deinen Schwestern mittheilen magst, alles, was ich jetzt bin. Noch ist mein Reich klein, noch muß ich die Meinigen vor den Anfeindungen jener schützen, die mich nicht kennen, und ich offenbare deshalb meinen Willen noch nicht ganz. Erst wenn meine Herrschaft sich über die Welt erstrecken, wenn jeder Mensch schön am Leib und

keusch im Herzen sein wird, dann werde ich mein Wesen in seiner vollen Schönheit enthüllen. Dir jedoch, der ein so seltenes Glück zutheil geworden, dir kann es keine Gefahr und keinen Nachtheil bringen, mein Wesen jetzt schon in der Vollkommenheit zu schauen, in der es sich zeigen wird, wenn nicht wie jetzt nur wenige, sondern alle würdig sein werden, das Wesen ihrer Herrscherin ganz zu erkennen. Dir will ich die Geheimnisse meiner künftigen Erscheinung anvertrauen. Schwöre, daß du schweigen wirst, und vernimm.

7.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . .

8.

„O, meine Liebe und Wonne, jetzt kenne ich ganz deinen Willen, und ich weiß, daß er geschehen wird. Aber wie wird er geschehen? wie werden die Menschen dann leben?“

„Das kann ich allein dir nicht zeigen, das wird meine ältere Schwester thun, die dir schon mehrmals erschienen ist. Sie ist zugleich meine Herrin und meine Dienerin. Ich bin nur das, wozu sie mich

macht, aber sie vollführt, was ich beschließe. — Schwester, komm her zu mir."

Die Schwester ihrer Schwestern, die Braut ihrer Freier erscheint. — „Sei gegrüßt, Schwester", spricht sie zur Herrscherin. — „Auch du bist hier, Schwester?" redet sie Wjera Pawlowna an. „Du willst sehen, wie die Menschen leben werden, wenn die Königin, mein Pflegekind, über alle herrschen wird? Schau hin."

Ein Gebäude von riesigem Umfange, wie noch nirgends eins gebaut worden, umgeben von Feld und Wiese, Garten und Wald. Auf den Feldern wachsen unsere bekannten Getreidearten, aber viel dichter und ertragreicher. Weizen von solcher Güte, mit so hohen und doch so vollen Aehren, könnte jetzt nur vielleicht im Treibhaus gezogen werden. Die Wiesen sind hier mit Blumen geschmückt, so schön wie die unserer bestcultivirten Gartenbeete; Limonen-, Orangen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume stehen im Freien, vor der Kälte des Winters durch künstliche Vorrichtungen geschützt. Auch die Bäume des Waldes: Eichen, Linden, Platanen, Ulmen, erfreuen sich der sorgsamsten Pflege; man sieht keinen schadhaften oder verkrüppelten Stamm.

Der riesige Bau präsentirt sich als eine Construction aus Gußeisen und Kristall, doch bildet diese nur gleichsam ein schützendes Gehäuse, welches mit allen

Stockwerken des Hauses durch Galerien verbunden ist. Das Haus selbst ist in gefälliger Architektur aus Stein errichtet. Sehr hohe und breite Fenster, nur durch schmale Pfeiler voneinander getrennt, durchbrechen die steinernen Mauern. Die Decken und Fußböden, die Thüren und Fensterrahmen, sogar ein großer Theil der Möbel sind aus Metall, einer Art Aluminium, das nicht schwerer wiegt als Holz. In den Sälen fehlt es nicht an Spiegeln und Teppichen, und überall sind grünende exotische Gewächse aufgestellt, das ganze Haus ist ein großer Wintergarten.

„Wer wohnt in diesem prächtigen Hause?“ fragt Wjera Pawlowna. — „Dieses Haus hat sehr viele Bewohner; komm, wir werden sie sehen.“ Sie treten auf den Balkon der obersten Galerie, von wo man die Gegend weithin überschauen kann. Verschiedene Gruppen von Männern und Frauen arbeiten im Felde. Es sind wenig Kinder und wenig Alte darunter: die Kinder helfen lieber in der Hauswirthschaft, und Alte, das heißt solche, denen man das Alter ansieht, gibt es hier überhaupt nicht viele, weil bei der gesunden, sorgenlosen Lebensweise, welche die Menschen führen, die Frische des Körpers und Geistes bis in späte Jahre erhalten bleibt. Man ist mit der Getreideernte beschäftigt, und die Arbeit geht rasch von statten, da

zu vielen Verrichtungen Maschinen angewandt werden, Maschinen zum Mähen, zum Binden der Garben, zum Einfahren in die Scheuern. Die Menschen haben nur die Maschinen in Gang zu setzen und ihre Thätigkeit zu überwachen. Ueber den Theil des Feldes, wo gearbeitet wird, spannt sich zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen ein breites Zeltdach aus, das den Gruppen nachrückt, sobald sie sich weiter bewegen. Aus allen Gruppen erschallt bei der Arbeit fröhlicher Gesang.

Das Tagewerk ist beendet und alles strömt dem Hause zu. „Folge mir in den Speisesaal", spricht die ältere Schwester. Er ist der geräumigste unter den Sälen und mit langen Reihen gedeckter Tische besetzt. „Wieviel Personen werden hier speisen?" — „Gegen tausend, und das sind noch nicht alle; es steht jedem frei, wenn er es vorzieht, bei sich in seiner Wohnung zu essen. Das Mahl wurde von den alten Frauen mit Hülfe der Kinder zubereitet, die nicht mit auf dem Felde waren. Kochen, den Tisch decken, die Zimmer aufräumen, solche leichte Arbeiten sind denen vorbehalten, die schwerere nicht mehr oder noch nicht verrichten können." Die geschmackvollen Tischgeräthe sind ebenfalls sämmtlich von Aluminium und Kristall. In dem Mittelraum der breiten Tafeln stehen gefüllte

Blumenvasen. Die Arbeiter und die Alten, welche das Mahl zubereitet haben, setzen sich zu Tisch. Die Speisen sind schon aufgetragen, fünf bis sechs Gänge. Jeder bedient sich selbst. Die Schüsseln mit warmen Speisen werden, damit diese nicht kalt werden, auf Gefäße voll heißen Wassers gesetzt. — „So reichlich ist ihre gemeinsame Mahlzeit jeden Tag", spricht die ältere Schwester, „das liefert die Gesellschaftskasse; nur wer für sich allein noch mehr und Besseres verlangt, hat dafür eine besondere Vergütung zu leisten."

„Sind wir das wirklich? Ist das unser Land? Mir schien, ich hörte russisch sprechen", fragte Wjera Pawlowna. — „So ist es", erwiderte die jüngere Schwester, „der Fluß, den du dort siehst, ist die Oka, diese hier sind unsere Landsleute; auch ich, wenn ich dir erscheine, bin Russin." — „Du bist es also, die alles das geschaffen hat?" — „Auf meinen Willen ist es entstanden, ich gebe den Menschen ein, daran zu arbeiten und es zu vervollkommnen; aber geschaffen wird es von meiner ältern Schwester: sie arbeitet, ich genieße nur." — „Und alle Menschen werden so leben?" — „Alle", sagt die ältere Schwester; „für alle wird ewiger Frühling und Sommer herrschen, ewige Freude. Doch du hast bisjetzt nur das Ende meiner Tageshälfte, der Arbeit, und den Anfang ihrer

Tageshälfte gesehen; wir wollen dir nun auch zeigen, wie die Menschen den Abend verleben."

9.

Zwei Monate später. Die Blumen sind verwelkt, die Bäume entblättert; das Landschaftsbild nahm eine düstere Färbung an. Auch die Säle sind verödet, Felder und Gärten verlassen. „Siehst du", sagt die ältere Schwester, „der Aufenthalt hier wäre jetzt traurig, darum will ich nicht, daß die Menschen diese Zeit hier zubringen. Von den zweitausend Bewohnern sind nur etwa zehn oder zwanzig geblieben, Sonderlinge, die an dem nordischen Herbst und Winter der Abwechselung wegen Gefallen finden." — „Und wohin gingen die übrigen?" — „Nach dem Süden, dahin, wo es warm und schön ist. Ihr Russen besitzt ein eigenes Gebiet im Süden, wohin die große Mehrzahl deiner Stammesgenossen zieht; dieses Gebiet heißt Neu-Rußland." — „Ist das nicht die Gegend um Cherson und Odessa?" — „Das war es zu deiner Zeit; schau hin, du wirst Neu-Rußland sehen."

Ein schön bewaldetes Gebirge, von engen Thälern und weit ausgedehnten Ebenen durchschnitten. „Dieses Gebirge war sonst nackter Fels, jetzt ist es mit einer dicken Bodenschicht bekleidet, die sowol Obstbäume als

hochstrebenden Wald ernährt. In den feuchten Niederungen siehst du Kaffeeplantagen, von da aufwärts Dattelpalmen, Feigen, Wein, Zuckerrohr, auf den Feldern der Ebene Weizen und Reis.“ — „Welches Land ist das?“ — „Erheben wir uns auf einen höhern Punkt, damit du seine Grenzen überschauen kannst.“ Fern im Nordosten strömen zwei Flüsse herab und vereinigen sich gerade im Osten. Südöstlich und südwestlich ist das Land vom Meere, oder vielmehr von einer breiten und einer schmälern Meeresbucht begrenzt. „Wir befinden uns ja mitten in der Wüste“, sagt Wjera Pawlowna erstaunt. — „Früher ist hier Wüste gewesen, doch jetzt ist das ganze Gebiet, von dem großen Strome in Nordosten an südwärts etwa bis zur Hälfte der Halbinsel, in fruchtbares Land umgewandelt, so fruchtbar wie jener Landstrich, von dem man im Alterthum sagte, daß dort Milch und Honig fließt, und mit jedem Jahre schieben die Menschen, ihr Russen, die Grenze des angebauten Landes weiter nach Süden vor. Andere arbeiten in andern Gegenden: es gibt Raum und Arbeit für alle. Auch hier in diesem südlichen Lande siehst du zwischen den grünenden und blühenden Fluren, etwa drei bis vier Werst voneinander entfernt, gleich den Figuren auf einem Schachbret, solche umfangreiche Gebäude stehen,

wie ich dir eins im Norden gezeigt habe. Laß uns in das nächste eintreten."

Das äußere Haus ist ebenfalls aus Kristall, aber statt des Eisens aus weißem Alumin construirt, weil dies Metall weniger von der Sonne erhitzt wird. Rings um dasselbe erheben sich hohe schlanke Säulen, welche ein über den ganzen Häusercomplex ausgespanntes Zeltdach stützen. Aus jeder Säule steigt ein feiner Springquell auf, der das Zeltdach fortwährend benetzt, sodaß stets eine angenehme Kühle herrscht.

„Gestatte mir, bevor wir eintreten, noch einige Fragen. Leben alle Menschen auf dem Lande, oder gibt es auch Städte?" — „Es gibt weniger Städte als früher, meist nur solche, die als Centralpunkte des Waarenverkehrs dienen; man besucht sie nur zeitweilig, der Abwechselung wegen oder um Geschäfte zu besorgen." — „Wer aber beständig in der Stadt leben will?" — „Dem bleibt es unbenommen; er lebt dann wie ihr in euerm Petersburg, oder wie man in Paris und London lebt. Allein bei weitem die Mehrzahl der Menschen findet das Leben, das ich und meine Schwester dir zeigen, behaglicher und angenehmer." — „Wie war es möglich, die Wüste in fruchtbares Land umzuwandeln?" — „Das war freilich nicht das Werk eines Jahres oder von zehn Jahren.

Mit Maschinen von immenser Tragkraft wurde von Nordosten und von Westen her guter Erdboden zugeführt; man grub Kanäle, leitete Wasser hinein, und es entwickelte sich Vegetation, die Luft erfüllte sich mit größerm Feuchtigkeitsgehalt. So ging man Schritt für Schritt vorwärts, und so wird immer noch langsam weiter gegen Süden fortgeschritten. Die Menschen sind eben vernünftiger geworden, als sie zu deiner Zeit waren; sie haben sich Kräfte und Mittel nutzbar gemacht, die sie früher unbenutzt ließen oder gar zu ihrem Schaden verwendeten. Ich lehrte sie ihren Vortheil einsehen, und sobald sie einmal zu der Einsicht gelangt waren, fiel es ihnen nicht schwer, danach zu handeln. Ich verlange überhaupt nichts Schweres, das weißt du. Du hast nach meinen Grundsätzen deine Nähwerkstatt gegründet. Standen euch anfangs viele Mittel zu Gebote, mehr als andern?" — „Nein, wir hatten gar keine Mittel." — „Und doch leben deine Näherinnen behaglicher, genießen mehr Lebensfreuden und erfahren weniger Widerwärtigkeiten als andere, die über viel größere Mittel verfügen. Du hast gezeigt, daß schon zu deiner Zeit die Menschen in bessern Verhältnissen leben können, wenn sie vernünftig sind, sich das Leben zweckmäßig einzurichten und die vorhandenen Mittel zu ihrem Vortheil zu

gebrauchen verstehen. Gehen wir nun hinein; sieh weiter zu, wie die Menschen sich das Leben gestalten, nachdem sie einzusehen anfingen, was du bereits als richtig erkannt hast."

## 10.

Sie treten in einen sehr geräumigen, prächtig ausgestatteten Saal. Es ist Abend. Durch die Kuppel von mattgeschliffenem Glas dringt von oben herab ein elektrischer Strom, der die weiten Räume mit weißem, taghellem, mildem Lichte erleuchtet. Wol tausend Menschen sind in dem Saal versammelt, aber es hätten bequem noch dreimal so viel darin Platz. Man vergnügt sich mit Gesang und Tanz. Von den Tänzerinnen sind manche nach der heutigen Mode gekleidet, andere haben bunte Nationaltrachten verschiedener Völker angelegt, die meisten aber tragen die Gewandung der griechischen Frauen aus der Blütezeit Athens. Auch die Tracht der Männer ist leicht und bequem. Das Orchester besteht aus mehr als hundert Künstlern und Künstlerinnen, und aus ebenso vielen der gemischte Chor. Durch die gesunde Lebensweise, welche die Brust kräftigt und ausdehnt, werden herrliche Stimmen erzeugt. Im Orchester wie im Chor wechselt häufig das Personal; die einen gehen,

um sich am Tanz zu betheiligen, und andere, die bisher getanzt haben, nehmen ihre Stelle ein. An jedem Abend der Woche finden solche Tanz- und Gesang-Unterhaltungen statt. Doch mit welcher Lebhaftigkeit und Energie genießen die Menschen hier jedesmal ihre Lust! Die Arbeit des Morgens hat die Genußfähigkeit ihrer Nerven erhöht; kein Gedanke an überstandenes Elend, keine Furcht vor künftiger Noth trübt die fröhliche Stimmung des Augenblicks, und zu der potenzirten physischen Kraft gesellt sich das verfeinerte Empfindungsvermögen. Glückliche Menschen!

„Während die eine Hälfte der glücklichen Bewohner dieses Hauses sich hier im großen Tanzsaal belustigt, wo ist währenddem die andere Hälfte?“ fragt Wjera. — „Wo die andern sind?“ nimmt die strahlende Herrscherin das Wort. „An verschiedenen Orten zerstreut. Viele sind im Theater als Schauspieler, als Musiker, als Zuschauer, jeder nach seiner Neigung; andere in den Auditorien, Museen oder Bibliotheken; wieder andere promeniren in den Gärten, oder sie zogen sich in ihre Zimmer zurück, um allein zu sein oder mit ihren Kindern zu spielen; die meisten aber — nun, das ist mein Geheimniß. Du hast schon im Saal viele gesehen, deren Wangen glühten, deren Augen leuchteten; du sahst, wie sie verschwanden, wie sie

wiederkamen. Sie verschwanden: ich war es, die sie entführte; das Zimmer eines jeden ist mein Tempel, wo meine unverbrüchlichen Mysterien gefeiert werden, dahin dringt kein Laut, da herrscht geheimnißvolle Stille. Sie kamen wieder: ich war es, die sie aus dem Reiche meiner Mysterien zur gemeinsamen Lust zurückbrachte. Hier ist mein Reich, hier herrsche ich. Hier dient mir alles: man arbeitet, um Kraft und Empfindung für meinen Dienst zu stählen, man spielt und scherzt, um sich für meinen Dienst zu entflammen, und genießt, nachdem man mir geopfert, der Ruhe. Hier bin ich der Zweck des Lebens — das Leben selbst."

## 11.

„Ja, meiner Schwester der Königin gilt das Glück mehr als das Leben", spricht die ältere Schwester, „und du sahst, wie hier jeder das Glück findet, nach dem seine Natur verlangt, wie das Leben hier allen und jedem volle Freiheit gewährt. Nicht so bald aber wird das, was du gesehen, zur Wirklichkeit werden, noch viele Geschlechter werden darüber hinsterben. Doch nein, nicht so lange Zeit braucht es, meine Arbeit fördert jetzt rasch, und mit jedem Jahre wächst der Erfolg. Du freilich wirst nicht die unbestrittene Herrschaft meiner Schwester erleben. Aber

du hast sie nun in der Zukunft geschaut: sie wird voll Licht und Herrlichkeit sein. Verkünde es allen: die Zukunft ist voll Licht und Herrlichkeit. Liebt sie, strebt ihr entgegen, arbeitet für sie, bringt sie euch näher, übertragt sie, so weit es euch möglich ist, in die Gegenwart! Euer Leben wird um so viel heller und glücklicher sein, um so viel reicher an Freuden und Genüssen, je besser ihr versteht, die Zukunft in dasselbe zu übertragen. Strebt ihr entgegen, arbeitet für sie, bringt sie euch näher, tragt so viel von ihr in die Gegenwart herein, als ihr irgend hereinzutragen im Stande seid!“

---

# XVII.

Nach Verlauf eines Jahres war die zweite Nähwerkstatt in vollem Betriebe. Sie unterhielt freundliche Beziehungen mit der ersten, indem eine der andern die Aufträge zuwies, welche sie wegen überhäufter Arbeit nicht ausführen konnte. Wenn sich beide förmlich miteinander associirten, würden die vereinigten Mittel hinreichen, ein vortheilhaft gelegenes Geschäftslocal am Newsky zu miethen. Wjera Pawlowna und Frau Merzalow bemühten sich deshalb angelegentlichst, eine solche Association zu Stande zu bringen. Es wurde ihnen nicht leicht. Der Gedanke, zwei verschiedene Unternehmen solidarisch miteinander zu verbinden, war ganz neu, und es bedurfte langer, wiederholter Erörterungen, ehe alle den Nutzen des Projects begriffen. Endlich einigte man sich; die zwei Buchführungen wurden in eine verschmolzen, und am Newsky that sich ein neuer Laden auf mit dem Firmaschilde:

„Au bon travail. Magasin des Nouveautés." Die Eröffnung eines eigenen Verkaufladens hatte den gehofften Erfolg: der Umsatz mehrte sich rasch und dem entsprechend auch der Gewinn. Schon glaubten Frau Merzalow und Wjera Pawlowna für gewiß annehmen zu dürfen, daß es bald nicht zwei Nähwerkstätten, sondern vier, fünf, zehn und zwanzig in der Stadt geben werde.

Kirsanow erhielt um diese Zeit den Besuch eines Collegen, der ihm viel von interessanten Fällen in der Klinik erzählte, noch mehr aber von den überraschenden Erfolgen seiner Curmethode, bei welcher zwei schmale, mit zerstoßenem Eis gefüllte und vierfach mit Leinwand umwickelte Säckchen auf Brust und Magen gelegt werden, und der ihm schließlich mittheilte, ein befreundeter Herr wünsche seine Bekanntschaft zu machen. Kirsanow willigte ein und lernte in dem Herrn einen angenehmen Gesellschafter kennen. Im Lauf der Unterhaltung kam man auch auf die Eröffnung des Ladens am Newsky und auf das Firmaschild zu sprechen. Man debattirte darüber, ob es nicht vorzuziehen wäre, statt der Devise „Au bon travail", die besagen wolle: Hier wird gute Arbeit geliefert, den Namen Wjera Pawlowna's auf das Schild zu setzen. Kirsanow meinte jedoch, der russische Name seiner Frau könnte

dem Unternehmen eher schaden, er schlage aber folgendes Auskunftsmittel vor: das russische Wort «wjera» ist das französische «foi»; werde die Devise «Au bon travail» in «A la bonne foi» geändert, dann bedeute sie: ein Zutrauen verdienendes Geschäft, und enthalte zugleich den Namen der Inhaberin. Sein Vorschlag fand allseitige Zustimmung.

Wjera Pawlowna und Frau Merzalow besaßen Einsicht genug, nachdem die beiden Unternehmungen bis zu dieser Stufe der Entwickelung gebracht waren, mit den erreichten Erfolgen sich zu begnügen und mehr für die Erhaltung des Bestehenden Sorge zu tragen, als nach weiterer Ausdehnung der Geschäfte zu streben. So vergingen zwei Jahre, ohne daß die associirten Werkstätten in ihrem Betrieb noch erhebliche Fortschritte machten.

## XVIII.

### Brief von Katharina Wassiljewna Polosowa an ihre Freundin in Moskau.

St. Petersburg, 17. August 1860.

Liebe Pauline!

Vor kurzem habe ich etwas mir völlig Neues kennen gelernt, das mir so gefällt, daß ich mich seitdem eifrig damit beschäftige. Ich bin gewiß, es wird auch Dich interessiren, und ich will Dir deshalb eine ausführliche Beschreibung davon geben.

Es ist eine Nähwerkstatt oder eigentlich zwei, beide nach demselben Princip von einer Frau eingerichtet, mit welcher ich seit zwei Wochen bekannt und jetzt schon innig befreundet bin. Ich gehe ihr so viel ich kann bei ihren Geschäften zur Hand, wogegen sie mir ihren Beistand versprochen hat, wenn ich später selbst etwas Aehnliches unternehmen sollte. Die Dame heißt Wjera Pawlowna Kirsanowa. Jung, gut, von

heiterm Gemüth, gleicht sie mehr Dir, meine liebe Pauline, als Deiner stillen Katja; sie ist lebhaft, thätig, entschlossen. Als ich durch Zufall von ihrer Nähwerkstatt gehört hatte, begab ich mich ohne weiteres zu ihr, und gleich bei unserm ersten Zusammensein haben wir uns intim befreundet. Denke Dir, ihr Gatte ist derselbe Doctor Kirsanow, welcher mir vor fünf Jahren, wie Du Dich erinnern wirst, einen so großen, wichtigen Dienst erwiesen hat.

Ich sagte ihr, daß ich von den Einrichtungen ihrer Anstalt Kenntniß zu erhalten wünschte, worauf sie mich einlud, mit ihr hinzufahren, und wir die Nähwerkstatt besuchten, nämlich die, welcher sie selbst vorsteht; die Leitung der andern, zuerst errichteten hat eine Freundin von ihr übernommen, ebenfalls eine sehr achtungswerthe Dame. Es ist mir lieb, daß ich die Eindrücke dieses ersten Besuchs ganz frisch in mein Tagebuch niederschrieb, das ich lange vernachlässigt, aber infolge eines besondern Vorfalls, den ich Dir gelegentlich mittheilen werde, jetzt wieder hervorgeholt habe. Ich würde sonst manches nicht erwähnen, was damals meine Bewunderung erregte und heute, nach kaum vierzehn Tagen, mir schon so gewöhnlich erscheint, als könnte es nicht anders sein; doch fesselt es deswegen, weil es mir gewöhnlich erscheint, nicht weniger

meine Aufmerksamkeit, denn ich sehe, daß es sehr gut ist. — Ich beginne also mit dem Auszuge aus meinem Tagebuche und werde, was ich später beobachtet und erfahren, daran anknüpfen.

Wir hielten vor der Auffahrt des Hauses, traten in einen prächtigen Flur und stiegen drei schöne, breite Treppen hinauf. Bald befand ich mich in einem elegant möblirten Salon, in dem auch ein Concertflügel nicht fehlte, einem Salon, wie man ihn bei Familien mit einem jährlichen Einkommen von 4 bis 5 Tausend Rubel anzutreffen pflegt. „Das ist der Empfangssalon“, erklärte mir Wjera Pawlowna, „er dient zugleich für die geselligen Abendunterhaltungen. Doch besehen wir uns erst die Wohnzimmer der Näherinnen; die Mädchen sind jetzt alle in den Arbeitssälen beschäftigt, wir stören also niemand.“

Die Räume, welche die Nähwerkstatt innehat, waren früher drei verschiedene Logis, die mittels Durchbrechen der Wände in eins verbunden worden sind. Der Miethzins für die drei Logis betrug 700, 550 und 425 Rubel, in Summa 1675 Rubel jährlich; an die Nähwerkstatt aber, welche einen fünfjährigen Contract über alle drei zusammen abschloß, vermiethete sie der Hauswirth für den bedeutend ermäßigten Zins von nur 1250 Rubel. Es sind 21 Piècen, darunter

zwei vierfenstrige: der Empfangssalon und der Speisesaal, und zwei fast ebenso geräumige: die beiden Arbeitssäle; die übrigen sind Wohnzimmer. Von diesen besah ich mir etwa ein halbes Dutzend. Ich fand in allen Möbel von Mahagoni oder Nußbaum; einen Stehspiegel oder Trumeau, ein Sopha und mehrere Sessel; sie gleichen mit ihrer Einrichtung den Familienwohnungen von Beamten im Range eines Abtheilungschefs. Je nach der Größe des Zimmers wohnen zwei, drei oder vier Mädchen zusammen.

Nun geleitete mich meine Führerin in die Arbeitssäle. Hier sah ich, daß auch die Kleidung der Näherinnen nicht geringer ist als die der Töchter und Frauen unserer Beamten mittlern Ranges; sie tragen Kleider von Barège oder Musselin oder von leichter Seide. Ihre Gesichter haben eine Weichheit der Züge und eine Zartheit des Teints, wie sie nur bei behaglicher Lebensweise zu bewahren ist. Du kannst Dir vorstellen, wie mich das alles in Verwunderung setzte. Ich unterhielt mich lange mit einzelnen der Mädchen. Manche drückten sich ganz in der Sprache der guten Gesellschaft aus, zeigten sich nicht fremd in Literatur, Geschichte, Geographie, kurz verriethen die Bildung unserer jungen Damen der bessern Stände; zwei von ihnen schienen sogar sehr belesen zu sein. Andere

und zwar meist solche, die erst seit kurzem der Nähwerkstatt angehören, fand ich weniger vorgeschritten, keine aber roh und unwissend. Im allgemeinen steht die Bildungsstufe der einzelnen, wie es scheint, im Verhältniß zu der längern oder kürzern Zeit, die sie bereits in der Werkstatt zugebracht haben.

Wjera Pawlowna ging unterdeß ihren Geschäften nach; doch betheiligte sie sich auch bisweilen an meiner Unterhaltung mit den Mädchen. So kam die Mittagsstunde heran. Die Mahlzeit besteht an Wochentagen aus drei Gängen. Es gab Reissuppe, gesottene Fische, Kalbsbraten, und nach Tische Thee und Kaffee, Die Speisen waren sehr schmackhaft zubereitet; ich würde es durchaus nicht als eine Entbehrung ansehen, wenn ich immer so zu Mittag essen müßte. Und du weißt, mein Vater hat einen ausgezeichneten Koch.

Wie ist das alles möglich? fragte ich Wjera Pawlowna, als wir die Werkstatt verließen und ich mit ihr nach ihrer Behausung zurückkehrte. Wie können die Arbeiterinnen wohnen, gekleidet sein, speisen auf dem Fuße von Beamten- oder Gutsbesitzersfamilien? Wie können sie sich einen solchen Grad von Bildung erwerben? — Meine neue Freundin und ihr Mann belehrten mich, das Räthsel sei durch zwei Umstände zu erklären: erstens sind die Einnahmen der

Näherinnen unserer Werkstatt bedeutend höher, als sie unter andern Verhältnissen sein würden, und zweitens werden an den Ausgaben sehr große Ersparnisse gemacht.

Daß ihre Einnahmen höher sind, beruht wieder auf zwei Umständen: erstens vertheilen sie den Gewinn unter sich selbst, der sonst dem Unternehmer zufällt, und zweitens gehen sie, weil es sich um ihren eigenen Nutzen handelt, sowol mit dem Material wie mit der Zeit achtsamer um, das heißt die Productionskosten verringern sich und es wird mehr Arbeit geliefert.

Die großen Ersparnisse an den Ausgaben kommen von dem gemeinsamen Leben der Näherinnen her. Indem sie alle Lebensbedürfnisse in großen Quantitäten einkaufen und baar bezahlen, bekommen sie dieselben wohlfeiler und besser, als wenn jede einzelne für ihren geringen Bedarf sorgen müßte. Ebenso verhält es sich mit der Wohnung und mit den Mahlzeiten sowie mit einer Menge anderer Ausgaben, die an sich unbedeutend sind, aber zusammen doch auch ins Gewicht fallen. So würde zum Beispiel, sagte Wjera Pawlowna, jede der 25 Näherinnen, wenn sie allein und entfernt von der Werkstatt wohnte, einen Regenschirm brauchen und für einen ordinären baumwollenen Schirm 2 Rubel ausgeben müssen. Da aber die

Mädchen unmittelbar an ihrem Arbeitslocal zusammen wohnen, haben sie nicht nöthig, bei schlechtem Wetter auszugehen. Sie fanden, daß 5 Schirme dem gemeinsamen Bedarf vollkommen genügen, kauften 5 gute seidene Schirme, die im ganzen 25 Rubel kosteten, und jede hat nun gegen die Ausgabe von nur 1 Rubel, statt eines ordinären, einen feinen und solid gearbeiteten Regenschirm zur Benutzung.

Um mir das Ganze anschaulicher zu machen, entwarf Kirsanow eine ziffermäßige Aufstellung, die ich meinem Tagebuch einverleibt habe. Gesetzt, von 200 Rubel Erlös für verfertigte Waaren käme die Hälfte auf Arbeitslohn, ein Viertel auf Material und Geschäftsunkosten, und ein Viertel bliebe dem Unternehmer als Reingewinn. Bei den Einrichtungen der Nähwerkstatt würden in diesem Falle die Näherinnen erhalten: 1) 100 R. Arbeitslohn; 2) 50 R. Reingewinn, den sie unter sich vertheilen, während er in andern Geschäften dem Unternehmer verbleibt; hierzu kommt noch 3) $16^2/_3$ R. für Verringerung der mit 50 R. angenommenen Unkosten um ein Drittel durch achtsames und schonendes Umgehen mit dem Material; 4) $33^1/_3$ R. Mehrgewinn, denn da sie im eigenen Nutzen eifriger und rascher arbeiten, bringen sie zum Beispiel in derselben Zeit, die sonst zur Anfertigung

von fünf Kleidern gebraucht wird, deren sechs fertig, und in diesem Verhältniß steigert sich der Erlös für gefertigte Waaren. Das macht zusammen 200 Rubel; sie haben also ein doppelt so großes Einkommen als die Arbeiterinnen in andern Ateliers. — Was nun die Verwendung ihres Einkommens betrifft, so wird nicht nur dadurch, daß sie ihren Bedarf im Ganzen einkaufen, daß sie zusammen wohnen und zusammen essen, mindestens ein Drittel an den Ausgaben erspart, sondern ebenso viel und mehr durch die gemeinsame Benutzung vieler Gegenstände und namentlich durch den Umstand, daß nicht auf täglichen weiten Gängen zur Werkstatt und wieder nach Haus ihre Kleider und Schuhe abgenutzt werden. Genug, man kann annehmen, daß 200 R. den gleichen Werth für sie haben wie 400 R. bei einer andern Lebenseinrichtung.

Nun kann ich mir erklären, was mir anfangs unerklärlich schien, und ich denke schon daran, eine Näh- oder andere Werkstatt nach denselben Grundsätzen zu etabliren. Schreibe mir, meine liebe Pauline, ob Du Dich auch mit einem solchen Unternehmen beschäftigen könntest. Es wäre mir sehr lieb.

Deine Katharina Polosowa.

Postscriptum. Ich habe ganz vergessen, über die andere Nähwerkstatt zu berichten; das spare ich mir nun für mein nächstes Schreiben auf. Heute will ich Dir nur so viel sagen, daß diese als die ältere noch viel weiter in der Entwickelung vorgeschritten ist und in jeder Beziehung höher steht als die, welche ich Dir eben geschildert habe. Daher sind auch die Details der Einrichtung, den Verhältnissen angepaßt, in beiden Werkstätten verschieden.

## Fünftes Hauptstück.

---

# Neue Personen und Lösung des Knotens.

# I.

Katharina Polosowa erwähnte in dem Briefe an ihre Freundin, der Gatte Wjera Pawlowna's habe ihr einen sehr dankenswerthen Dienst geleistet. Bevor dies erklärt wird, müssen wir uns erst mit ihrem Vater bekannt machen.

Polosow war Rittmeister oder Stabsrittmeister gewesen. So lange er im activen Dienst stand, hatte er nach der Sitte jener Zeit in Saus und Braus gelebt. Als sein ziemlich bedeutendes Erbe zur Neige ging, quittirte er den Dienst, um sich eine neue Lebensstellung zu gründen. Mit dem Rest seines Vermögens, etwa zehntausend Rubel in Papier, begann er einen Getreidehandel in der Provinz; er übernahm kleine Lieferungen und ließ sich auch sonst kein lucratives Geschäft entgehen, zu dem seine Mittel ausreichten. Nach Verlauf von zehn Jahren verfügte er bereits über ein namhaftes Kapital. Da er sich den Ruf

eines soliden und gewandten Geschäftsmanns erworben, durfte er, zumal mit dem Titel Rittmeister a. D. und seinem allgemein geachteten Namen, unter den reichen Kaufmannstöchtern in den zwei Gouvernements, über welche seine Handelsgeschäfte sich ausdehnten, eine zur Frau wählen. Seine Wahl fiel auf eine Erbin, die ihm eine halbe Million Papierrubel als Mitgift zubrachte. Bei der Verheirathung war er funfzig Jahre alt; sie fand einige zwanzig Jahre vor der Zeit statt, in welcher seine Tochter mit Wjera Pawlowna bekannt wurde. Infolge der Vermehrung seines Kapitals mit einer so bedeutenden Summe wagte er sich an größere Unternehmungen, und als er sechzig Jahre zählte, hatte er eine Million Silberrubel im Vermögen. Da starb seine Frau, die sich von dem Provinzleben nicht hatte trennen mögen, und sofort übersiedelte er nach Petersburg. Hier entwickelten sich die Geschäfte immer großartiger, und zehn Jahre nach seinem Umzug in die Residenz galt er für einen drei- bis vierfachen Millionär. Die vortheilhaftesten Partien: Mädchen und Witwen, junge und alte, wurden ihm angetragen; allein er hatte keine Lust, sich zum zweiten mal zu verheirathen, theils weil er seiner Frau ein treues Andenken bewahrte, hauptsächlich aber weil er seiner Katja, die er über alles liebte, keine Stiefmutter geben wollte.

Sein Vermögen wäre von drei bis vier auf zehn Millionen gestiegen, wenn er sich entschlossen hätte, Staatspachten zu übernehmen. Gegen diese hatte er aber eine unüberwindliche Abneigung, während er Lieferungen an den Staat als ehrliche Geschäfte ansah. Die andern Millionäre spotteten über eine so subtile Unterscheidung und nicht mit Unrecht; doch er erklärte stets: „Ich bin Kaufmann; ich will nicht von Raub und Erpressnng reich werden.“ Etwa anderthalb Jahre, bevor seine Tochter und Wjera Pawlowna sich befreundeten, traten indeß Beweise zu Tage, daß zwischen seinen Lieferungsgeschäften und den von ihm verabscheuten Pachtübernahmen in Wirklichkeit kaum ein Unterschied bestand.

Ich weiß nicht, ob er Leinwand oder Schuhwerk oder Proviant für die Armee lieferte, gewiß ist, daß die Lieferungen immer ansehnlichern Umfang erreichten, und ebenso gewiß, daß sein wachsender Reichthum und der Respect, mit dem man ihm deshalb begegnete, ihn mit jedem Jahre eigenwilliger und hochmüthiger machten. Bei einer Gelegenheit gerieth er in Differenzen mit einem einflußreichen Beamten. Er wurde heftig und führte beleidigende Reden. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Man sagte ihm: „Demüthige dich!“ — „Ich will nicht“, gab er zur Antwort. — „So wirst

du fallen.“ — „Mag sein, aber ich thue es nicht.“ — Noch einmal rieth man ihm, sich zu demüthigen; seine Antwort blieb dieselbe — und er fiel. Die gelieferten Waaren wurden als unbrauchbar zurückgewiesen. Außerdem beschuldigte man ihn unreeller Geschäftsführung, kurz seine drei bis vier Millionen gingen in Rauch auf, und er war mit siebzig Jahren ein armer Mann. Das heißt, er war arm im Vergleich zu dem, was er früher besaß; wenn man diesen hohen Maßstab nicht anlegte, so konnte man sagen, er befand sich noch in leidlich guten Verhältnissen: es war ihm der Hauptantheil an einem Actienunternehmen, einer Stearinfabrik, geblieben; jetzt ward er Administrator dieser Fabrik gegen ein hohes Gehalt. Auch glückte es ihm durch irgendwelchen Zufall, einige zehntausend Rubel aus dem Schiffbruch zu retten.

Mit diesen Ueberbleibseln hätte er vor funfzehn oder noch vor zehn Jahren sich wieder zu einer anständigen Höhe erheben können; jetzt fühlte er, daß seine Kräfte dazu nicht mehr hinreichten. Er concentrirte deshalb seine ganze Sorge darauf, die Fabrik, welche sehr geringen Gewinn abwarf, so schnell als möglich zu verkaufen, damit das darin festgelegte Kapital wieder frei werde. Leicht überzeugte er auch die andern Actionäre, daß nach Lage der Sache ein Verkauf das

Vortheilhafteste sei. Gelang es ihm, einen Käufer zu finden, so wollte er dann sein Geld in fünfprocentigen Losen anlegen, die damals eben in Aufnahme gekommen waren, und das Ende seiner Tage ruhig erwarten, ohne sich durch die Erinnerung an den Verlust der ehemaligen Herrlichkeit den Gleichmuth und Frohsinn rauben zu lassen.

---

## II.

Der Vater liebte sein Kind und hatte darüber gewacht, daß die Gouvernanten es nicht nach den Manieren der großen Welt verzogen, und als Katja das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, war er mit ihr einverstanden, daß sie sowol die englische wie die französische Gouvernante entbehren könne. Von da an genoß Katja volle Freiheit im Hause, die sie dazu benutzte, abwechselnd zu lesen und zu träumen. Freundinnen, mit denen sie verkehrte, hatte sie wenige, kaum zwei oder drei. Dagegen stellten sich zahllose Freier ein. War sie doch die einzige Tochter Polosow's. Vier Millionen — das lohnt der Mühe!

Zur Verzweiflung ihrer Bewerber, fuhr Katja fort, unbekümmert um sie, zu lesen und zu träumen. So war sie siebzehn Jahre alt geworden — und noch nicht verliebt. Plötzlich aber begann sie bleich zu werden und abzumagern, und bald konnte sie vor Schwäche das Bett nicht mehr verlassen.

---

## III.

Kirsanow übte keine ärztliche Praxis aus, doch dem Rufe zu einer Consultation glaubte er sich nicht entziehen zu dürfen. Damals — ein Jahr nachdem er Professor geworden, und ein Jahr vor seiner Verheirathung mit Wjera Pawlowna — ward er schon häufig von den Koryphäen der petersburger Aerzte zu einer Consultation eingeladen.

Sie hatten zwei Gründe dazu. Der erste war der: Man wußte jetzt gewiß, daß es einen Claude Bernard in der Welt gibt, und daß er in Paris lebt. Einer von diesen Koryphäen hatte, angeblich zu wissenschaftlichen Zwecken, Paris besucht und dort mit seinen eigenen Augen den wirklichen, echten, leibhaftigen Claude Bernard gesehen. Er stellte sich ihm vor, nannte seinen Rang, seinen Beruf, und zählte seine Orden auf sowie die vornehmen Patienten, die er schon behandelt habe. Nachdem ihm Claude Bernard

etwa eine halbe Stunde zugehört, sagte er: „Sie hätten nicht nöthig gehabt, nach Paris zu kommen, um die Fortschritte der Medicin kennen zu lernen, Sie konnten ruhig in Petersburg bleiben.“ — Unsere Celebrität deutete natürlich diese Worte in einem für sie schmeichelhaften Sinne, und nach Petersburg zurückgekehrt, nahm sie den Namen Claude Bernard täglich zehnmal in den Mund, mindestens fünfmal hinzufügend: „mein gelehrter Freund“, oder: „mein berühmter College in der Wissenschaft.“ — Konnte man nun Kirsanow noch ignoriren und bei einer Consultation ihn übergehen? — Auf keinen Fall.

Der zweite Grund war noch triftiger. Die Koryphäen sahen, daß Kirsanow nicht die Absicht hatte, ihnen in ihrer Praxis Concurrenz zu machen, daß er die Behandlung eines Kranken sogar dann nicht übernahm, wenn man sie ihm aufnöthigen wollte. Bekanntlich suchen manche Aerzte, wenn nach ihrer Meinung die Katastrophe nicht mehr zu vermeiden ist und sie den hoffnungslosen Patienten nicht ins Bad oder ins Ausland schicken können, ihn einem andern Arzte zu überweisen. Wandte man sich in solchen Fällen an Kirsanow, so empfahl er gewöhnlich einen seiner practicirenden Freunde; er selbst trat nur dann ein, wenn der Krankheitsfall in wissenschaftlicher Beziehung ein

besonderes Interesse bot. Warum sollten also die Koryphäen einen Collegen, der dem gelehrten Claude Bernard bekannt ist und von dem sie keine Concurrenz zu fürchten haben, nicht zu ihren Consultationen zuziehen?

Der Hausarzt des Millionärs Polosow war einer der aufgeblasensten von den Koryphäen, und als die Krankheit Katharina Wassiljewna's einen bedenklichen Charakter annahm, wurden gleichfalls nur Koryphäen zur Consultation eingeladen. Endlich entschloß man sich doch, Kirsanow zuzuziehen. Der Fall war in der That kritisch, die Kräfte der Kranken nahmen zusehends ab, ohne daß sich eine bestimmte Krankheit erkennen ließ. Eine Krankheit muß man aber doch nennen, und so blieb dem Hausarzt nichts übrig, als eine zu erfinden; er nannte sie atrophia nervorum, zu deutsch Mangelhafte Ernährung der Nerven. Ob diese Krankheit vorkommt, raisonnirte er, weiß ich nicht; kommt sie vor, so ist mir einleuchtend, daß sie unheilbar sein muß. Soll sie trotzdem geheilt werden, dann mag sie Kirsanow heilen oder einer von seinen Freunden, den naseweisen Burschen!

Das Consilium trat zusammen. Die gelehrten Herren untersuchten und examinirten die Kranke, die geduldig auf ihre Fragen Antwort gab. Nachdem sie sich und die Kranke lange genug mit Untersuchen und

Examiniren abgemüht hatten, fragten sie Kirsanow: „Was ist Ihre Ansicht, Alexander Matweitsch?“ — „Ich kann noch kein Urtheil abgeben“, erwiderte er, „aber der Fall interessirt mich sehr. Ich werde noch hierbleiben, um weiter zu beobachten. Falls eine neue Consultation nöthig sein sollte, werde ich Sie benachrichtigen, Karl Fjodoritsch.“ Die letzten Worte waren an den Hausarzt gerichtet, der vor Freuden strahlte, daß er seine atrophia nervorum glücklich los geworden.

Kirsanow setzte sich zu der Kranken ans Bett. Um ihren Mund spielte ein spöttisches Lächeln.

„Ich bedauere“, hub er an, „daß ich Ihnen unbekannt bin, zum Arzt muß man Vertrauen haben. Doch hoffentlich werde ich mir Ihr Vertrauen erwerben. Die Herren verstehen Ihre Krankheit nicht, weil ihnen der Sinn dafür abgeht. Sie beobachten Ihre Brust und verschreiben Ihnen Mixturen — davon können Sie nicht genesen. Eins ist vor allem nöthig: Ihre Gemüthslage zu erforschen. Danach erst kann man auf Heilmittel sinnen. Wollen Sie mir hierzu behülflich sein?“

Die Kranke schwieg.

„Sie wollen nicht mit mir reden?“

Die Kranke schwieg.

„So wünschen Sie wol, daß ich mich entferne? Ich bitte, gönnen Sie mir nur zehn Minuten; wenn Sie nach Verlauf derselben noch finden, daß meine Gegenwart zwecklos ist, dann will ich Sie verlassen. Ist es Ihnen bekannt, daß Sie an keiner andern Krankheit leiden als an einem heimlichen Kummer, der Ihre Gesundheit untergräbt, daß Sie aber bei längerm Beharren in diesem Gemüthszustande nach zwei, drei Wochen, vielleicht noch früher nicht mehr zu retten sein würden? Heute hat die Schwindsucht Sie noch nicht ergriffen, aber sie ist nahe, sehr nahe. In Ihren Jahren, und bei Ihrer Stimmung entwickelt sie sich außergewöhnlich rasch und kann binnen wenigen Tagen zu einer Katastrophe führen."

Die Kranke schwieg.

„Sie antworten mir nicht. Aber da meine Worte Sie gleichgültig ließen, ich Ihnen folglich nichts Neues damit gesagt habe, so gilt mir Ihr Schweigen als Bejahung. Ein anderer an meiner Stelle würde dies nun Ihrem Vater mittheilen, um so vielleicht Ihre Rettung zu bewirken; allein Sie wollen es nicht, und ich stehe davon ab. Ich thue nie etwas gegen den Willen eines Menschen, wenn es auch zu seinem Besten wäre; die Freiheit geht über alles, selbst über das Leben. Sie wollen auch nicht, daß ich die Ursache

Ihres gefährlichen Zustandes erfahre, und ich werde nicht weiter danach forschen. Ist es Ihr Wunsch zu sterben, dann bitte ich, sagen Sie mir nur, warum Sie zu sterben wünschen: auch wenn mir Ihre Gründe unzulänglich erscheinen sollten, maße ich mir nicht das Recht an, Ihrem Willen entgegenzutreten. Erscheinen sie mir aber ausreichend, dann erkläre ich mich bereit, der Erfüllung Ihres Wunsches Vorschub zu leisten. Auf diese Bedingung hin ersuche ich Sie, entdecken Sie mir die Ursache Ihres Grams."

Die Kranke schwieg.

„Auch hierauf beliebt es Ihnen nicht, zu antworten; ich bin demnach zu weiterer Forschung nicht befugt. Erlauben Sie aber, daß ich Ihnen etwas aus meinem eigenen Leben erzähle, das vielleicht ein Band des Vertrauens zwischen uns zu knüpfen vermag? .. Ich danke Ihnen. Die Ursache Ihres Leidens ist mir verborgen, aber daß Sie leiden, sehe ich. Nun, auch ich leide. Ich liebe leidenschaftlich eine Frau, die niemals erfahren darf, daß ich sie liebe. Bin ich deshalb bedauernswerth?"

Die Kranke schwieg, doch glitt ein mattes Lächeln über ihr Gesicht.

„Sie schweigen noch immer, aber Ihre Züge verrathen, daß Sie diesmal meinen Worten schon mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben. Das ist mir genug;

ich schließe daraus, Ihr Leiden und das meinige entspringen der nämlichen Quelle, und ich begreife, daß Sie sich den Tod wünschen. An der Schwindsucht zu sterben, ist jedoch sehr schmerzhaft und langwierig. Ich will Ihnen, wenn es keine Möglichkeit der Rettung mehr gibt, um die Todesqualen abzukürzen, Gift reichen, ein schnell und sicher wirkendes, schmerzlos tödtendes Gift. Möchten Sie mir unter dieser Bedingung andeuten, auf welche Weise ich ermitteln kann, ob Ihre Lage wirklich so hoffnungslos ist, wie sie Ihnen erscheint?“

„Täuschen Sie mich nicht?“ sprach die Kranke, endlich ihr Schweigen brechend.

„Schauen Sie mir tief in die Augen, sehen Sie, ob ich fähig bin, Sie zu täuschen.“

Die Kranke besann sich eine Weile ... „Nein, ich kenne Sie noch zu wenig.“

„Wäre ich ein Schmeichler, so würde ich jetzt etwa äußern, das Gefühl, das Ihre Leiden verursacht, muß jedenfalls ein edles sein. Ich thue es nicht. Hat Ihr Vater Kenntniß von diesem Gefühl? Sie wissen, ich sagte Ihnen, daß ich nur, wenn es Ihr Wille ist, mit ihm reden werde.“

„Er weiß nichts davon.“

„Liebt er Sie?“

„Ja.“

„Er liebt Sie, sagen Sie selbst, und von andern ist er mir als verständig und einsichtig geschildert worden: warum wollen Sie ihm Ihre Liebe nicht entdecken? Warum fürchten Sie, daß er seine Zustimmung versagen würde? Wäre kein anderes Hinderniß vorhanden als die Mittellosigkeit des Geliebten, so würden Sie sicher den Versuch wagen, die väterliche Einwilligung zu erlangen; Sie müssen demnach wol annehmen, Ihr Vater habe von seinem Charakter eine schlechte Meinnng, und verheimlichen ihm deshalb Ihre Liebe. Habe ich es getroffen?“

Die Kranke schwieg wieder.

„Ich täusche mich also nicht. Nun weiter! Ihr Vater besitzt reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, Sie dagegen sind unerfahren. Wenn er einen Mann für schlecht hält, den Sie für gut halten, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß nicht er, sondern Sie sich irren. Sie werden vielleicht ungehalten sein, mir zürnen wegen meiner freimüthigen Sprache; aber Sie werden sich doch gestehen müssen: er spricht offen aus was er denkt, er heuchelt nicht, er will mich nicht täuschen. Habe ich recht, habe ich ein wenig Ihr Vertrauen gewonnen?

Die Kranke schien unschlüssig, ob sie antworten solle. Nach einer Pause sprach sie: „Sie sind ein sonderbarer Mensch.“

„Sonderbar? Nein, ich sehe nur keinem Betrüger gleich. Was ich als meine Gedanken aussprach, ist indeß blos Vermuthung. Ich kann mich irren. Könnten Sie sich entschließen, mir den Geliebten zu nennen, so würde ich mir Gewißheit zu verschaffen suchen und alsdann, wenn Sie es gestatten, mit Ihrem Vater darüber sprechen.“

„Was wollten Sie meinem Vater sagen?“

„Kennt er den jungen Mann näher?“

„Ja.“

„In diesem Falle würde ich ihm rathen, er möge in Ihre Verbindung mit ihm willigen, doch unter dem Vorbehalt, daß die Hochzeit nicht früher als nach einem halben Jahre stattfinde, damit Sie Zeit haben, mit ruhiger Ueberlegung zu prüfen, inwieweit das Urtheil Ihres Vaters begründet ist.“

„Darauf würde er nicht eingehen.“

„Ich halte es doch für wahrscheinlich, daß er darauf eingehen würde. Und wenn nicht — Sie erinnern sich, was ich Ihnen versprochen habe.“

Kirsanow mußte noch lange seine Ueberredungskunst aufbieten, bis ihm schließlich die Kranke den

Namen des Geliebten anvertraute und ihn ermächtigte, mit ihrem Vater zu sprechen.

Noch größere Schwierigkeiten ergaben sich bei der Unterredung mit dem alten Polosow. Derselbe war sehr überrascht, zu hören, daß die Krankheit seiner Tochter von hoffnungsloser Liebe herrühre, und als er vernahm, wer der Gegenstand ihrer verzehrenden Leidenschaft sei, sagte er fest und entschieden: „Nein, eher mag sie sterben, als daß sie die Frau dieses Menschen wird. Ihr Tod würde für sie wie für mich das kleinere Uebel sein.“ Nachdem der Alte seine Ausführungen und Schilderungen beendet hatte, erschien es Kirsanow nicht mehr zweifelhaft, daß des Vaters Urtheil, nicht das der Tochter das richtigere sei.

## IV.

Der Schwarm von Bewerbern um die Hand der Millionenerbin gehörte jener zweifelhaften Gesellschaft an, welche die Salons der reich gewordenen Emporkömmlinge zu füllen und sich an ihre lucullische Tafel zu drängen pflegt. Polosow hatte sich über den Kreis seiner frühern Bekannten erhoben, ohne daß es ihm gelang, mit der vornehmen Welt in Verbindung zu kommen — und so stand sein Haus Schmarotzern und Abenteurern offen, die, von ihrem innern Unwerth zu schweigen, auch des äußern feinen Anstands mehr oder weniger ermangelten. Als nun ein Mann von wirklich nobeln Manieren und vollendet vornehmer Haltung der Tochter des Hauses sich nahte, machte er auf Katharina Wassiljewna einen sehr vortheilhaften, gewinnenden Eindruck.

Der Vater bemerkte bald, daß sie Solowzow vor ihren andern Verehrern bevorzugte, und unterließ nicht, sie zu

warnen: „Katja, mein Kind, ich sehe, Solowzow bemüht sich eifrig um deine Gunst. Hüte dich vor ihm. Er ist ein schlechter, ein durchaus herzloser Mensch. Du würdest unglücklich sein an seiner Seite.“ Katharina Wassiljewna achtete ihren Vater und war gewohnt, ihre Meinung der seinigen unterzuordnen. Er versagte ihr sonst keinen Wunsch; sie konnte also nicht zweifeln, daß nur Liebe zu ihr aus seinen Worten sprach. Sie antwortete ihm: „Solowzow gefällt mir; aber wenn Sie finden, daß es besser ist, wenn ich ihn meide, so werde ich es thun.“ Freilich wäre sie nicht so folgsam gewesen, hätte sie schon Solowzow geliebt; allein es war kaum eine schwache Neigung, was sie für ihn empfand, er flößte ihr nur etwas mehr Interesse ein als die jungen Männer, welche sie bisher kennen gelernt. Sie benahm sich nun zurückhaltender gegen ihn, und als Polosow ihm einmal allzu deutlich zu verstehen gab, daß er seine Bewerbung ungern sehe, verließ Solowzow mit der Miene würdevollen Schmerzes das Haus und kam nicht wieder.

Nach einer Woche schrieb er an sie in leidenschaftlichen, doch unterwürfigen Ausdrücken: er habe niemals auf ihre Gegenliebe zu hoffen gewagt, sein ganzes Glück habe er darin gefunden, sie öfter, wenn auch nicht sprechen, nur sehen zu können; auch dieses Glück

bringe er zum Opfer, dennoch fühle er sich glücklich, und zugleich namenlos unglücklich ... In diesem Tone ging es fort, er spielte die Rolle eines geopferten, aber unerschütterlich treuen Anbeters. Solche Briefe kamen immer öfter und verfehlten zuletzt nicht ihre Wirkung.

In der ersten Zeit nach Solowzow's Entfernung merkte man Katharina Wassiljewna keine Traurigkeit an; sie hatte sich ja auch schon vorher kühl gegen ihn gezeigt und der väterlichen Warnung keinen Widerspruch entgegengesetzt. Wie konnte also der Vater, als sich nach zwei Monaten eine tiefe Niedergeschlagenheit in ihren Zügen aussprach, auf den Gedanken kommen, daß Solowzow, den er schon ganz vergessen hatte, die Veranlassung sei. Er schickte zum Arzt, und dieser gab ihm die beruhigende Versicherung, Katja's Zustand habe nichts Bedenkliches, sie leide nur an einer Schwäche, einer gewissen Erschöpfung der Kräfte, die jedenfalls von dem vielen Tanzen und Nachtwachen im vergangenen Winter herrühre, die aber unter seiner Behandlung bald gehoben sein werde. Statt zuzunehmen, nahmen indeß die Kräfte von Tag zu Tag mehr ab.

Dem Vater wollte Katja die Ursache ihres Leidens nicht entdecken, weil sie überzeugt war, es könne doch zu nichts helfen. Mit aller Entschiedenheit, hatte er seine schlechte Meinung von Solowzow ausgesprochen, und

sie wußte, daß er zu ihrer Verbindung mit einem Manne, den er für schlecht erklärte, nimmermehr seine Zustimmung geben würde. Sie las die Briefe ihres schmachtenden, verzweifelnden Anbeters und verfiel dabei in immer tiefern Trübsinn, bis sie nach einem halben Jahre kaum noch einen Schritt von der Schwindsucht entfernt war. Gegen den Vater war sie zärtlich wie immer, und nicht aus einem Worte von ihr konnte er entnehmen, daß ihr Trübsinn einen andern Grund habe als ihre Schwäche. Ihre Schwäche aber war eine Folge der Krankheit, welche der Arzt jetzt, da die Gefährlichkeit nicht mehr zu leugnen war, als „Mangelhafte Ernährung der Nerven", atrophia nervorum, erkannte.

## V.

Erst durch Kirsanow erfuhr der Vater zu seiner höchsten Verwunderung, daß die Krankheit Katja's in einem Gemüthsleiden wurzle, daß Liebesgram, hoffnungslose Liebe zu Solowzow ihre Kräfte verzehrt und sie an den Rand des Grabes gebracht habe.

„Wie ist das möglich?“ rief er aus. „Sie hat mir ja nie etwas davon gesagt. Wie kann sie sterben vor Liebe zu ihm! Kann man überhaupt vor Liebe sterben? Das sind leere Einbildungen eines Kindes; sie wird sich vielleicht noch eine Weile härmen, und dann die thörichte Geschichte vergessen.“

„Ich glaube, Sie irren“, bemerkte ihm Kirsanow; „eben weil sie ein Kind ist, wird sie nicht vergessen, sondern sterben.“

„Besser sie stirbt, als daß sie zeitlebens unglücklich wird, besser für mich und für sie!“

„Sollte er wirklich so schlecht sein, daß der Tod dem Leben an seiner Seite vorzuziehen ist?“

„Kein Zweifel. Er ist ein herzloser, verabscheuenswerther Wüstling.“

Solowzow war nämlich jener Jean, der damals mit Storeschnikow, Serge und Julie an dem Souper theilgenommen, bei welchem die niederträchtige Wette gegen die Ehre Wjera Pawlowna's verabredet wurde.

„Ja, ich muß Ihnen recht geben“, versetzte Kirsanow, nachdem der Alte erzählt hatte, was er alles über Solowzow in Erfahrung gebracht, „seine Schlechtigkeit ist erwiesen. Aber eben darum bin ich gewiß, daß er einem guten, unverdorbenen Mädchen nicht gefährlich werden kann. Wenn hier die Sache eine so schlimme Wendung nahm, so haben Sie die Schuld sich selbst beizumessen. Warum ließen Sie Ihrer Tochter nicht freie Wahl? Warum schnitten Sie ihr die Gelegenheit ab, im persönlichen Umgang Blicke in den Charakter des Anbeters zu thun und sich von seiner Herzlosigkeit zu überzeugen? Die Leidenschaft macht blind, wenn sie Hindernissen begegnet; räumt man die Hindernisse hinweg, so gewinnt der Verstand wieder den Sieg. Vertrauen Sie dem Verstande, dem verständigen Urtheil Ihrer Tochter. Willigen Sie in ihre Verlobung mit Solowzow, und Sie

werden sehen, nach kurzer Zeit wird sie sich selbst von dem unwürdigen Bräutigam lossagen."

Solchen Vorstellungen war aber ein Mann wie Polosow unzugänglich. Er blieb dabei: „Ich würde die größte Thorheit begehen, wenn ich einem siebzehnjährigen Mädchen, einem Kinde, die Entscheidung über ihr Schicksal in die Hand legte. Sie ist eine Närrin. Lieber mag sie sterben!"

„Nun wohl", schloß Kirsanow die Unterredung, „da Sie sich nicht entschließen können, Ihre Tochter durch das Mittel zu retten, das in Ihrer Macht steht, muß ich meine Mittel zur Anwendung bringen."

Er kehrte zu der Kranken zurück und eröffnete ihr, daß der Vater allen Vorstellungen gegenüber unbeugsam bei seiner Weigerung beharre, hartnäckiger als er erwartet hätte; er müsse nun in anderer Weise auf ihn einwirken.

„Es wird vergeblich sein", sagte die Kranke.

„Ist das Ihre feste Ueberzeugung?"

„Ja."

„Und sind Sie bereit zu sterben?"

„Ja."

„Wie nun, wenn ich Sie wirklich in Gefahr setze zu sterben? Ich erwähnte das vorhin nur, um Ihr Vertrauen zu gewinnen, indem ich Ihnen zeigte, daß

ich zu allem entschlossen sei, was sich als nothwendig für Sie ergeben würde; jetzt aber spreche ich im vollsten Ernste. Wie, wenn Sie einwilligen müßten, Gift zu nehmen?"

„Ich weiß, daß mein Tod unvermeidlich ist, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe."

„Und wenn schon morgen die Stunde der Entscheidung für Sie schlägt?"

„Um so willkommener." Sie sprach diese Worte vollkommen ruhig und gefaßt.

Darauf machte er sie mit seinem Plane bekannt.

## VI.

In andern Fällen würde Kirsanow nicht zu einem so drastischen Mittel gegriffen haben. Allein nach Lage der Umstände blieb ihm keine andere Wahl; es war die höchste Gefahr im Verzuge, und er durfte als gewiß annehmen, daß die Chancen des Gelingens wie tausend zu eins standen.

Am folgenden Tage traten die Aerzte in einem Salon des Polosow'schen Hauses wieder zur Consultation zusammen. Kirsanow hielt ihnen Vortrag über seine Ansicht: nachdem er den Zustand der Kranken genau untersucht, müsse er der Diagnose des verehrten Collegen Karl Fjodoritsch beipflichten, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leide; eine qualvolle Agonie sei bevorstehend, und er halte es für angezeigt, mittels einer starken Dosis Morphium ihren Todeskampf abzukürzen. Die Herren begaben sich in das Krankenzimmer, um noch einmal gelehrte Untersuchungen an-

zustellen, deren Resultat natürlich ihrer vorgefaßten Meinung entsprach. In den Salon zurückgekehrt, beschlossen sie, Kirsanow's Antrag gemäß zu verfahren.

Sobald der Beschluß gefaßt war, zog Kirsanow die Glocke und befahl dem eintretenden Diener, seinem Herrn zu sagen, daß die versammelten Aerzte ihn zu sprechen wünschten. Polosow erschien. Der Würdevollste von den Koryphäen verkündete ihm feierlich, was das Consilium beschlossen habe.

Oft hatte Polosow sich wiederholt: lieber mag sie sterben! Aber es war doch etwas ganz anderes, als er jetzt aus dem Munde einer ärztlichen Autorität vernahm: in einer halben Stunde werde sein geliebtes Kind nicht mehr unter den Lebenden sein. Zwei Minuten kämpfte er mit sich, von Kirsanow mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtet. Dann rief er aus: „Nein, es ist nicht nöthig! Sie stirbt, weil ich mich ihrer Neigung hartnäckig widersetzte! Ich will ihr in allem nachgeben!... Wird sie genesen?“ — „Gewiß“, erwiderte Kirsanow.

Der alte Mann, von der heftigen Erschütterung tief angegriffen, sank halb ohnmächtig in einen Sessel. Kirsanow ließ ihn durch den Diener hinausgeleiten und wandte sich hierauf an die Herren vom Consilium. Er sprach ihnen seinen Dank dafür aus, daß sie, ein

Gemüthsleiden als Krankheitsursache erkennend, auf seine Absicht eingegangen seien, dem Vater, dessen Starrsinn das Mädchen getödtet haben würde, einen heilsamen Schreck einzujagen. Man trennte sich mit gegenseitiger Befriedigung.

Nun eilte Kirsanow zu der Kranken. Als er ihr von dem Gelingen des Plans Mittheilung machte, ergriff sie seine Hand, und er hatte Mühe zu verhindern, daß sie dieselbe nicht mit Küssen bedeckte. „Bevor Ihr Vater selbst zu Ihnen kommt", fügte er hinzu, „werde ich erst mit ihm sprechen und ihm Rathschläge geben, wie er sich weiter zu benehmen habe."

In Polosow's Respect war Kirsanow durch den unerwarteten Ausgang der ärztlichen Consultation bedeutend gestiegen, etwa wie Lopuchow damals in Maria Alexjewna's Schätzung, als ihr träumte, aus dem Hungerleider sei ein unermeßlich reicher Kaufmann geworden. Daher war der alte Millionär jetzt viel geneigter, den Rathschlägen des unbemittelten jungen Mannes Gehör zu schenken, als bei der frühern Unterredung.

„Würden Sie ihr wirklich eine tödliche Dosis Morphium gereicht haben?" fragte er ihn.

„Allerdings", antwortete Kirsanow gelassen.

„Sie hätten den Muth dazu gehabt?"

„Warum nicht? Ich fürchte mich nicht."

„Sie sind ein schrecklicher Mensch!"

„Das zeigt mir, daß Sie noch keinen schrecklichen Menschen gesehen haben", erwiderte Kirsanow mitleidig lächelnd, indem er bei sich dachte: was würdest du erst sagen, wenn du Rachmetow sähest!

„Und wie gut Sie es verstanden haben, diese berühmten Aerzte hinters Licht zu führen!"

„Eben diesen Herren gegenüber war das keine so schwierige Aufgabe. Doch hören Sie jetzt meinen Rath. Wenn Sie wollen, daß Ihre Tochter zu der Erkenntniß komme, ein wie herzloser und schlechter Mensch Solowzow ist, dann müssen Sie ihr volle Freiheit gewähren, selbst zu prüfen, zu erwägen und ihre Vorstellungen von ihm zu berichtigen. Sie dürfen sie weder durch Widerspruch reizen, noch den Gedanken in ihr wecken, als intriguirten Sie gegen ihn und wollten ihm ihre Gunst abwendig machen. Durch ein feindseliges Wort über den Bräutigam würden Sie wieder vieles verderben. Sie müssen ganz in den Hintergrund treten."

Polosow versprach, in allen Stücken sich diesen Vorschriften gemäß zu verhalten.

Noch an demselben Tage schrieb er ein Billet an Solowzow, worin er ihn um seinen Besuch bat, da

er in einer sehr wichtigen Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünsche.

Solowzow säumte nicht, der Einladung zu folgen. Es fand eine Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und dem Alten statt, infolge deren die Verlobung erklärt und für die Hochzeit ein sechs Monate entfernter Termin festgesetzt wurde.

## VII.

Indeß sah Kirsanow seine Aufgabe damit nicht als beendet an. Es galt, die Gerettete nun auch von ihrer Verblendung zu heilen und darüber zu wachen, daß der Vater nicht von dem ihm vorgezeichneten Verhalten abweiche. Hierbei mußte mit großer Vorsicht operirt, namentlich jeder Schein von Aufdringlichkeit vermieden werden. Er ließ nach der Krisis acht Tage vergehen, bis er an einem Vormittag wieder den ersten Besuch machte.

Katharina Wassiljewna, zwar noch etwas bleich und abgehärmt, doch schon sichtlich erholt, empfing ihn mit aufrichtiger Freude. „Sie haben mir das Leben gerettet und lassen sich gar nicht wieder bei uns sehen! Warum kommen Sie nicht des Abends, wenn mein Bräutigam da ist? Sie sollen mir sagen, wie er Ihnen gefällt.“

„Da Sie mich jetzt dazu einladen, werde ich sehr gern kommen. Ohne Ihre Aufforderung hätte ich mich als Fremder nicht für befugt erachtet, in Ihr Familienleben einzudringen.“

Kirsanow kam, machte die Bekanntschaft des Bräutigams und fand das ungünstige Urtheil, das Polosow über denselben ausgesprochen, vollkommen gerechtfertigt. Mit keinem Worte, keiner Miene verrieth er jedoch das Resultat seiner persönlichen Wahrnehmungen.

Am nächsten Tage beschäftigte Katja unaufhörlich der Gedanke: Welchen Eindruck mag er auf Kirsanow gemacht haben? Sollte er ihm nicht gefallen? Aber nein, das ist ja nicht möglich! — Diesen Abend achtete sie schärfer als bisher auf sein Benehmen und seine Reden. Sie wollte finden, daß nichts an ihm zu bemängeln sei, und fand es auch. Allein sie suchte doch schon.

Als Kirsanow nach einigen Tagen seinen Vormittagsbesuch bei ihr wiederholte, ohne daß er von Solowzow zu sprechen begann, konnte sie der Neugier nicht länger widerstehen. „Ich bat Sie, mir Ihre Meinung über meinen Bräutigam zu sagen. Sie kennen ihn nun, warum schweigen Sie?“

„Ich bezweifle, daß Ihnen meine Meinung angenehm sein, daß Ihnen mein Urtheil unparteiisch erscheinen würde.“

„Er gefällt Ihnen nicht?“

Kirsanow schwieg.

„Er misfällt Ihnen also.“

„Habe ich das gesagt?“

„Ich sehe es. Doch warum gefällt er Ihnen nicht?“

„Erlassen Sie mir die Antwort, bis Sie auch das sehen werden, was mir an ihm nicht gefällt.“

Von nun an beobachtete sie Solowzow's Betragen mit immer größerer Aufmerksamkeit. Nein, sagte sie sich, Kirsanow thut ihm Unrecht. Ich müßte doch auch bemerken, was er an ihm auszusetzen findet. Bin ich denn so beschränkt? — Hier kam ihre Eitelkeit ins Spiel, und zwar in einer Weise, die dem Bräutigam gefährlich werden konnte.

Bald hielt es Kirsanow an der Zeit, aus seiner Rolle des passiven Zuschauers herauszutreten. Bei den Abendgesellschaften im Polosow'schen Hause lenkte er das Gespräch auf Stoffe, in deren Erörterung sich die Gesinnungen Solowzow's offenbaren mußten. So vernahm Katharina Wassiljewna, einen wie hervorragenden Platz der Werth des Reichthums in den Gedanken ihres Bräutigams einnahm, wie leichtfertig er über die Frauen urtheilte, wie verächtlich er von häuslichem Glück und Familienleben sprach. Wohl war sie bemüht, sich des ungünstigen Eindrucks zu

erwehren, den seine Aeußerungen in ihr zurückließen. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn mit ihren Gefühlen beleidige. — Nein, suchte sie sich zu überreden, er ist kein kalter Egoist; er ist kein Verächter der Frauen; er liebt nicht meinen Reichthum, er liebt mich. — Doch vergebens; Zweifel und Mistrauen, einmal geweckt, ließen sich nicht wieder verscheuchen. Und von ihnen war nur ein Schritt zu dem erschreckenden Gedanken: Hätte ich mich in ihm geirrt, so wäre es fast schon zu spät, den Folgen meines Irrthums zu entgehen!

Kirsanow sah, daß sein Verfahren die gehoffte Wirkung that. Nun wandte er sich von selbst an Katja: „Sie haben mich um meine Meinung über Ihren Bräutigam gefragt. Meine Meinung kommt aber viel weniger in Betracht als die Ihrige; was urtheilen Sie über ihn?“

Diesmal war die Reihe zu schweigen an ihr.

„Ich ehre Ihr Schweigen“, sagte er, und begann von etwas anderm zu sprechen.

Doch sie unterbrach ihn. „Sie sehen, daß ich von Zweifeln bestürmt bin; rathen Sie mir, was soll ich thun?“

„Wissen Sie nicht, was man thun muß, wenn sich Zweifel erheben?“

„Man muß weiter forschen, bis man Gewißheit erlangt hat.“

„Sehen Sie, Sie wissen es.“

„Ich will bitten, daß die Hochzeit verschoben werde.“

„Thun Sie das, wenn es Ihnen rathsam scheint.“

„Aber wie wird er es aufnehmen?“

„Das wird sich zeigen; Sie haben dann immer noch Zeit, zu überlegen, wofür Sie sich entscheiden sollen.“

„Es fällt mir jedoch schwer, es ihm zu sagen.“

„Dann lassen Sie es ihm durch Ihren Vater mittheilen.“

„Nein, das wäre feig; ich selbst will es ihm sagen.“

„Wenn Sie sich stark genug dazu fühlen, so ist das freilich vorzuziehen.“

Das Ergebniß der Auseinandersetzungen Katja's mit ihrem Bräutigam übertraf Kirsanow's Erwartung. Er hatte Solowzow wenigstens so viel Verstand zugetraut, daß er den Plan durchschauen und durch scheinbare Unterwerfung und zärtliche Bitten den Bruch noch abzuwenden versuchen werde. Aber die Furcht, Polosow's Millionen könnten doch noch, so nah er sich schon am Ziel wähnte, seinen Händen entschlüpfen, raubte dem kaltblütigen Speculanten alle Selbstbeherrschung. Als ihm Katja ihren Wunsch mittheilte,

brach er in heftige Klagen über den Vater aus, der gegen ihn eingenommen sei und ihm bei ihr zu schaden suche; sie aber, fuhr er fort, habe gar keinen eigenen Willen, sondern thue nur, was ihr der Vater befehle. Gekränkt durch die ungerechten Beschuldigungen gegen ihren Vater und tief beleidigt durch den Vorwurf, sie sei ein willenloses, unselbständiges Wesen, entgegnete sie: „Mein Herr, es scheint, daß Sie mich für einen Spielball fremden Willens halten?“ — „So ist es.“ — „Nun denn, ich war bereit, ohne Rücksicht auf meinen Vater, um Ihretwillen zu sterben; aber ich sehe jetzt, Sie verstehen mich nicht. Damit ist alles zu Ende. Wir sind geschieden für immer.“

## VIII.

Katharina Wassiljewna hatte sich, geblendet durch Solowzow's Briefe, in eine Liebe hineinphantasirt, der sie nahe daran war zum Opfer zu fallen. Sie war eben eine durchaus romantisch angelegte Natur. Fand sie sich bisher abgestoßen von der gemeinen Gesellschaft, die der Reichthum ihres Vaters ins Haus lockte, von der Selbstsucht, Lüge, Gesinnungslosigkeit und niedrigen, faden Schmeichelei dieses Haufens von Schmarotzern und Abenteurern, so betrachtete sie nach der bittern Erfahrung mit Solowzow den Reichthum selbst als eine Last. Wozu nützt der Reichthum, dachte sie, wenn er die Menschen verdirbt? Aber steht es denn mit der Armuth besser? Der Vater gab ihr ein bedeutendes Nadelgeld, das sie fast ausschließlich zur Unterstützung der Armen verwendete. Wie oft mußte sie da sehen, daß ihre Almosen in die Hände von heuchlerischen oder unwürdigen Bettlern gelangten,

daß sie mit ihren Unterstützungen keine dauernde Hülfe brachte, weil die Unterstützten von der empfangenen Gabe nicht den rechten Gebrauch zu machen verstanden, genug, daß es unter den Armen ebenso viele unvernünftige und schlechte Menschen gebe wie unter den Reichen.

Solche Gedanken stimmten sie sehr traurig. Dann gab sie sich wieder dem Lesen und Träumen hin. Mit Vorliebe las sie George Sand, aber sie träumte weder eine Lelia, noch eine Indiana, auch nicht eine Consuelo, sie träumte, die stille bescheidene Geneviève zu sein. Als Geneviève sah sie sich durch die Felder wandeln, Blumen pflückend zu Modellen für ihre künstliche Arbeit; da begegnet ihr Andrée, und sie werden beide gewahr, daß sie einander lieben. Gern dachte sie sich auch als Miß Nightingale, von der niemand etwas weiß — ist sie jung? reich? arm? ist sie glücklich oder unglücklich? — außer daß sie in den englischen Lazarethen in der Krim und in Skutari als hülfreicher, tröstender Engel gewaltet und nach dem Kriege, mit den von ihr Geretteten in die Heimat zurückgekehrt, auch hier sich unermüdlich der Krankenpflege widmet . . . Das waren ihre Träume. Welcher Contrast mit der Wirklichkeit, ihrem müßigen Leben im Glanz und Schimmer des Reichthums, inmitten

eines lärmenden Schwarms habsüchtiger, niedrig denkender Bewerber!

Deshalb war sie, als ihr Vater sein Vermögen verlor, fast mehr erfreut als betrübt darüber. Sie beklagte ihren alten Vater, sie bedauerte, daß ihre Mittel zur Unterstützung der Armen sich vermindert hatten, die Schamlosigkeit, mit welcher die Schmeichler und Schmarotzer plötzlich das Haus mieden, empörte ihr Gefühl; dagegen war sie froh, sich von ihren lästigen Huldigungen befreit zu sehen, sie konnte wieder Hoffnung fassen auf eine glückliche Zukunft: Wenn jetzt ein Mann mir seine Neigung entgegenbringt, so werde ich wissen, daß sie mir gilt und nicht den Millionen meines Vaters.

---

# IX.

Zu der Stearinfabrik, deren Theilhaber und Director Polosow war, meldete sich ein Käufer. Seine Karte lautete: Charles Beaumont (nicht französisch, sondern englisch auszusprechen), Vertreter des Hauses Hodgson, Lothair & Co. in London.

Bei der bedrängten finanziellen Lage, in welcher sich durch Verschulden der frühern Administration die Actiengesellschaft befand, ergab der Betrieb eine sehr ungenügende Dividende. Der Plan des Unternehmens ruhte jedoch auf gutem Grunde, und Charles Beaumont berichtete seinem londoner Hause, man müßte noch 5—600,000 Rubel in die Fabrik verwenden, dann sei aber auf einen jährlichen Gewinn von 100,000 Rubel sicher zu rechnen. Infolge dieses Berichts ward ihm Vollmacht zum Ankauf ertheilt. Nachdem er das Etablissement nochmals in allen seinen Theilen besichtigt, auch die Bücher eingehend geprüft hatte, begannen

die Unterhandlungen über den Kaufpreis. Dieselben zogen sich, wie es bei unsern Actiengesellschaften zu geschehen pflegt, ungemein in die Länge. Während dieser Zeit war Polosow beflissen, dem Unterhändler Artigkeiten und Aufmerksamkeiten zu bezeigen. Wiederholt lud er ihn zu Tische ein, doch hatte der Fremde immer unter irgendeinem Vorwande die Einladung ausgeschlagen. Einmal aber, als die Verhandlungen mit dem Verwaltungsrath noch länger als sonst gedauert, nahm er es an, da er müde und hungrig geworden war, bei Polosow, welcher in demselben Hause wohnte, zu Mittag zu speisen.

---

## X.

Bei Tisch — außer den beiden Männern nahm nur die blonde träumerische Katja an dem Mahle theil — erzählte Charles Beaumont, von Polosow darum ersucht, seine Lebensgeschichte.

Seine Familie stammte, so erzählte er, aus Canada, wohin deren Vorfahren als französische Colonisten eingewandert waren; natürlich wurde der Name ursprünglich französisch ausgesprochen. Sein Großvater übersiedelte aus der Nähe von Quebec nach Neuyork. Zur Zeit dieser Uebersiedelung war sein Vater James Beaumont noch Kind; als er herangewachsen, wurde er merkwürdigerweise nach Rußland verschlagen. Einem reichen Landwirth in der Krim war es nämlich eingefallen, die Baumwollcultur auf seinen Besitzungen einführen zu wollen, und er schrieb nach Neuyork, man möge ihm zu dem Behuf einen Verwalter aus Amerika senden. Man schickte ihm James Beaumont, einen

Mann also, der gerade so viel Werst von den Baumwollstaaten entfernt wohnte, wie ein Bewohner Petersburgs vom Berge Ararat. Freilich hätte auch ein erfahrener Sachkenner das vollständige Mislingen des Versuchs nicht zu hindern vermocht, da Baumwolle in der Krim zu bauen etwa dasselbe ist, wie um Petersburg Weinberge anzulegen. Der amerikanische Verwalter wurde denn auch bald wieder entlassen, worauf er in einer Branntweinbrennerei des Tambower Gouvernements Unterkommen fand. Dort blieb er; er verheirathete sich, verlor aber seine Frau kurz nachdem sie ihm einen Sohn geboren. Erst einige Jahre vor seinem Tode verließ er Rußland wieder und kehrte mit seinem bereits zwanzigjährigen Sohne Charles nach Amerika zurück. Charles trat als Commis in das neuyorker Comptoir der londoner Firma Hudgson, Lothair & Co. ein und kam von da in das Stammhaus nach London, das bedeutenden Engroshandel in Talg und Stearin betreibt, daher mit russischen Häusern in lebhafter Geschäftsverbindung steht. Er erwarb sich das Vertrauen seiner Chefs, und da er als geborener Russe sowol der russischen Sprache mächtig als auch mit den Landessitten bekannt ist, ward er als Agent der Firma in Petersburg angestellt.

---

## XI.

Der Gast hatte seine Erzählung beendet. Jetzt lenkte Polosow das Gespräch auf seine eigenen Verhältnisse. „Es ist sehr hart, auf seine alten Tage von einem so schweren Unglück getroffen zu werden! Wie viele Jahre habe ich gearbeitet, wie mußte ich meinen Verstand anstrengen, bis ich zu der Höhe emporstieg, und plötzlich sah ich mich von dem Gipfel herabgestürzt! Nur gut, daß Katja den Verlust meines Vermögens — ja bei der kurzen Frist, die ich noch zu leben habe, kann man sagen ihres Vermögens — sich nicht mehr zu Herzen genommen hat. Das allein hält mich aufrecht.“

„Gewiß“, bemerkte Beaumont, „ist es ein großer Trost im Unglück, wenn die Familienglieder bei den Widerwärtigkeiten des Lebens in gegenseitiger Eintracht und Liebe verharren.“

„Sie werden aber fragen, Karl Jakowlitsch, woher Katja's Traurigkeit kommt, wenn sie nicht den verschwundenen Reichthum beklagt. — Nicht wahr, mein Kind“, wendete er sich in halb ernstem, halb scherzhaftem Ton an seine Tochter, „es ist ein anderer Kummer, der an unserm Herzen nagt: wir haben uns in den Menschen getäuscht.“

„O nein, Papa, das ist es nicht. Ich habe kein heiteres Temperament, und ich langweile mich wegen meiner Unthätigkeit.“

„Heiterkeit ist allerdings zum Theil Sache des Temperaments“, sagte Beaumont, „aber langweilen soll sich kein Mensch. Wir Amerikaner kennen die Langeweile nicht; wir haben keine Zeit, uns zu langweilen. Bei den Russen aber findet sich viel Hang zu Langerweile. Selbst die englische Gesellschaft ist gesprächiger, lebhafter und heiterer als die russische.“

„Weisen Sie mir eine Beschäftigung zu, damit ich nicht der Langeweile verfalle.“

„Sie suchen eine Beschäftigung? O, die ist leicht zu finden. Sehen Sie sich um: das russische Volk hat so viel zu thun.“

„Ganz recht; aber was kann der einzelne oder gar die einzelne unternehmen?“

„Du hast ja schon eine Beschäftigung gefunden, Katja", nahm Polosow das Wort. „Ich will Ihnen, Karl Jakowlitsch, ihr Geheimniß verrathen. Sie ertheilt jungen Mädchen Unterricht, täglich von zehn bis ein Uhr, manchmal noch länger."

Beaumont betrachtete Katja mit einem achtungsvollen Blick. „Sehen Sie, das ist unsere Art, das ist amerikanisch, ich meine natürlich nordamerikanisch. Nun, und dennoch langweilen Sie sich?"

„Kann man das ernste Arbeit nennen, Herr Beaumont? Mir scheint es kaum mehr als eine Zerstreuung. Vielleicht irre ich mich, ich habe darüber meine eigene Ansicht."

Wie, dachte Beaumont, sollte sie von selbst darauf gekommen sein! „Es wäre mir sehr interessant, Ihre Ansicht zu hören."

„Sie ist sehr prosaisch. Ich bin der Meinung, daß die Arbeit, mit der ich mich befasse, nicht den Punkt trifft, auf den man zuerst sein Augenmerk zu richten hat, wenn man dem Volke helfen will. Schafft dem Volke Brot, denke ich, lesen wird es dann schon lernen. Mit Brot muß man den Anfang machen."

„Warum fangen Sie also nicht damit an?" fiel Beaumont mit Wärme ein. „Daß es nicht unmög-

ist, davon habe ich Beweise gesehen — bei uns in Amerika.“

„Ich fragte Sie schon: was kann ich allein unternehmen? Ich weiß nicht, wo ich Hand anlegen soll; und wüßte ich's auch, einem Mädchen sind ja in allem die Hände gebunden. Ich darf allein nirgends hin und zu niemand gehen; jede Wirksamkeit nach außen ist mir versagt.“

„Soll das auf mich zielen, Katja? Bin ich ein Tyrann gegen dich, ein Kerkermeister?“ sagte der Vater.

„Nein, Papa, Sie sind gut. Nicht Sie beschränken meine Freiheit; unsere Gesellschaft beschränkt sie. In Amerika, habe ich mir sagen lassen, dürfen sich die Mädchen viel freier bewegen. Ist es so, Herr Beaumont?“

„Alles, was man Ihnen davon erzählt hat, ist wahr. Wir sind stolz auf die Freiheit unserer Mädchen und Frauen.“

„Papa, wenn Herr Beaumont dir die Fabrik abkauft, dann gehen wir nach Amerika“, scherzte Katja; „dort wird mir nichts im Wege stehen, mich thätig zu erweisen.“

„Auch in Petersburg kann man ein Feld der Thätigkeit finden“, sagte Beaumont.

„Bitte, zeigen Sie es mir.“

Beaumont zögerte einige Augenblicke ... „Sollten Sie noch nichts von dem Unternehmen gehört haben? Es ist der Versuch gemacht worden, die Grundsätze praktisch in Anwendung zu bringen, welche die nationalökonomische Wissenschaft in jüngster Zeit gefunden hat. Kennen Sie diese Grundsätze?“

„Ich habe manches darüber gelesen und kann mir denken, daß sie sehr wichtig und werthvoll sein mögen. Wie kann ich mich aber an ihrer Anwendung betheiligen, und wo?“

„Ich meine die Nähwerkstatt, die von Frau Kirsanow gegründet wurde.“

„Wer ist Frau Kirsanow? Ist sie vielleicht die Gattin des Arztes und Professors Kirsanow?“

„Sie kennen ihn? Und er hat Ihnen nichts mitgetheilt von dem Unternehmen seiner Frau?“

„Einst war ich sehr krank, er rettete mir das Leben. Aber damals war er unverheirathet. Ein trefflicher Mann! Ob seine Frau ihm an Tüchtigkeit gleichen mag?“

---

## XII.

Am folgenden Tage machte Katja die Bekanntschaft Wjera Pawlowna's und ihren ersten Besuch in der Nähwerkstatt. Sie war kaum nach Hause zurückgekehrt, als Beaumont erschien, um sich theilnehmend zu erkundigen, wie es ihr dabei ergangen sei.

Noch voll von den empfangenen Eindrücken, schilderte sie ihm mit lebhaftem Enthusiasmus — jede Spur von Traurigkeit und träumerischer Langeweile war aus ihrem Wesen verschwunden — die Einrichtungen der Werkstatt, die Lebensweise der Näherinnen, deren Kleidung, Wohnung, Mahlzeiten, kurz alles was sie gesehen und was ihr Wjera Pawlowna mitgetheilt hatte.

„Es freut mich, Katharina Wassiljewna", sagte Beaumont, nachdem sie geendet, „daß die Anstalt, welche neue wirthschaftliche Grundsätze ins Leben ein-

führen soll, Ihre Theilnahme in so hohem Grade fesselt. Und wie hat Ihnen Frau Kirsanow gefallen?"

„O, außerordentlich gut; sie benahm sich so liebenswürdig gegen mich und wurde nicht müde, mir alles zu zeigen, zu erklären und meine Fragen zu beantworten."

„Auch über ihre Persönlichkeit möchte ich gern mehr durch Sie erfahren."

„Wenn Sie sich so für Frau Kirsanow interessiren, warum wollen Sie nicht selbst ihr und ihrem Gatten sich zu nähern suchen?"

„Später wird es vielleicht geschehen. Für jetzt aber" — er zögerte einen Augenblick — „für jetzt gestatten Sie mir die Bitte: falls Sie in der Unterhaltung mit Frau und Herrn Kirsanow meiner erwähnen sollten, nicht davon zu sprechen, daß ich nach ihnen gefragt oder ein Interesse an ihnen gezeigt habe."

„Das ist ja seltsam, Herr Beaumont."

„Ich habe Grund zu der Vermuthung, daß sie meine Bekanntschaft nicht wünschen, obwol ich ihnen dem Namen nach fremd bin. Jedenfalls muß ich mir erst Gewißheit hierüber verschaffen, ehe ich ihnen persönlich nahe trete. Erklären Sie sich bereit, Katharina Wassiljewna, durch Ihre Mittheilungen

über das Paar meinem seltsamen Verlangen zu willfahren?“

„Gern würde ich Ihnen dienlich sein, aber Sie werden zugeben, mein Herr —“

„Sie haben recht. Ich werde warten, bis Sie mich näher kennen gelernt.“

---

## XIII.

Von da an wurde Beaumont täglicher Besucher der Familie Polosow.

Ei, dachte der Alte, das wäre ja eine passende Partie für Katja. Ein solider Mann, hat es durch seinen Verstand mit dreißig Jahren zu einer respectabeln Stellung gebracht. Jetzt wird er die Fabrik kaufen, ihr leitender Director werden, und nicht lange, so tritt er als Associé in die Firma ein. Kurz, er ist auf dem besten Wege zum Millionär.

Irrte sich Polosow, wenn er in dem Amerikaner seinen künftigen Schwiegersohn zu sehen vermeinte? Jedenfalls sprach das, was dieser ihm jetzt eröffnete, mehr für als gegen die Wahrscheinlichkeit seiner Vermuthung. „Ich hatte geglaubt“, sagte Beaumont, „ich würde selbst den Kaufcontract mit der Gesellschaft als Bevollmächtigter meiner Firma abschließen und unterzeichnen. Allein die Umstände haben sich geän=

dert. Ich bin in freundschaftliche Beziehungen zu Ihnen und Ihrer Familie getreten, und da Sie nicht nur Dirigent der Fabrik, sondern auch deren Hauptactionär sind, hielt ich es für angemessen, meinem Hause von dem Verhältniß Mittheilung zu machen. Einer der Chefs, bat ich, möge nach Petersburg kommen und an den Schlußverhandlungen theilnehmen. Eben ward mir nun die Nachricht, daß Mr. Lothair von London abgereist ist, er wird binnen kurzem hier eintreffen."

## XIV.

Katharina Wassiljewna fand sich von den Unterhaltungen mit Beaumont in hohem Grade angesprochen. Nie vorher war sie einem Manne von so ernstem, gediegenem Wesen begegnet, der an allem, was sie dachte und fühlte, so verständnißvollen Antheil nahm. Im Gespräche mit ihm, wurden ihr die eigenen Gedanken klarer, und leichter vermochte sie ihnen in Worten Ausdruck zu geben. An ihrem Enthusiasmus für die Bestrebungen Wjera Pawlowna's bezeigte er sein besonderes Wohlgefallen. Ihre träumerische Langeweile hatte einer beständig heitern, lebhaften und angeregten Gemüthsstimmung den Platz geräumt.

Bald war auch das Mistrauen gewichen, das sein räthselhaftes Forschen nach der Persönlichkeit Wjera Pawlowna's und nach den Familienverhältnissen derselben ihr einflößte. Ein solcher Mann konnte keine unedeln Absichten hegen; wenn er sich darüber nicht

offen erklärte, so mußte er gerechtfertigte Ursachen haben, das Geheimniß vor ihr zu bewahren. Ohne seine erneute Aufforderung abzuwarten, erzählte sie nun von dem häuslichen Leben der Kirsanow. Doch nachdem er ihre Mittheilungen einigemal angehört, sagte er: „Ich danke Ihnen; jetzt weiß ich alles, was ich über sie in Erfahrung bringen wollte.“ — „Ich habe ja von weiter nichts gesprochen, als wie die beiden sich lieben, und wie glücklich sie zusammen leben.“ — „Mehr habe ich auch nicht zu wissen verlangt.“

---

## XV.

Seit zwei Tagen war Beaumont ausgeblieben. Katja fragte wiederholt ihren Vater, ob er ihn nicht gesehen, ob er den Grund seines Ausbleibens nicht kenne. Der Vater hat nichts von ihm gehört; wahrscheinlich, meinte er, ist er sehr beschäftigt und hat keine Zeit, zu uns zu kommen. Am dritten Tage vormittags ließ Katja anspannen und sich nach Beaumont's Wohnung fahren.

Er saß, in einen Mantel mit weiten Aermeln gekleidet, lesend am Tische. Als die Thür geöffnet wurde, blickte er von seinem Buche auf: „Katharina Wassiljewna, Sie sind es? Ich bin sehr erfreut Sie zu sehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“ — „Warum waren Sie zwei Abende nicht bei uns, Herr Beaumont? Ich habe mich schon um Sie geängstigt? Sind Sie krank? Was fehlt Ihnen?“ — „O, es ist nur eine Kleinigkeit. Als ich neulich Mr. Lothair in

der Fabrik herumführte, streifte mein Arm das Rad einer Maschine und erhielt dabei eine Contusion, infolge deren ich vorgestern und gestern den Rock nicht anziehen konnte." — „Lassen Sie sehen; zu meiner Beruhigung muß ich mich überzeugen, ob Sie wirklich nur leicht verletzt wurden." — „Das ist schon daraus ersichtlich, daß ich den Arm wieder fast ungehindert bewegen kann. Indessen schauen Sie selbst." Er schlug den Aermel bis zum Elnbogen zurück. — „Ihr Arm ist ja entzündet und angeschwollen." — „Seit gestern ist die Geschwulst im Abnehmen, und morgen wird sie hoffentlich ganz verschwunden sein. Ich wollte nicht als verwundeter Held vor Ihnen erscheinen." — „Aber warum schrieben Sie uns nicht ein paar Zeilen?" — „Ich glaubte, ich würde schon vorgestern ausgehen können, dann gestern, dann heute: und so unterließ ich es, mein Ausbleiben zu entschuldigen." — „Und haben mich durch Ihr Schweigen in Angst versetzt. Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Beaumont! Was lesen Sie da?" — „Einen neuen Roman von Thackeray. Wie schade, daß dieser Schriftsteller sich so bald ausgeschrieben hat! Ein hübsches Talent, aber sein Ideenkreis ist zu beschränkt." — In dieser Weise plauderten sie noch etwa eine halbe Stunde miteinander. Ist das der Ton, in dem sonst

ein Liebespaar sich zu unterhalten pflegt? — „Ich fahre von hier zu Wjera Pawlowna; wann werden Sie sich endlich bei Kirsanows einführen? Es sind sehr liebe Menschen.“ — „Nächstens werde ich Sie einmal hinbegleiten, Katharina Wassiljewna, wenn Sie es erlauben. Meinen verbindlichsten Dank für Ihren Besuch.“ — „Auf Wiedersehen, Herr Beaumont. Kommen Sie heute?“ — „Heute: nein, aber wahrscheinlich morgen.“

---

# XVI.

Die Unterzeichnung des Kaufcontracts hatte stattgefunden. Mr. Lothair hatte Beaumont zum Director der Fabrik mit einem Jahrgehalt von 1000 Pfund St. ernannt und war noch an demselben Tage wieder von Petersburg abgereist. Die Kaufsumme, die zur Hälfte baar, zur Hälfte in Wechseln auf drei Monate gezahlt wurde, nahm der alte Polosow in Empfang. Vergnügt über das glatt abgewickelte Geschäft, saß derselbe jetzt mit Durchsicht der Papiere beschäftigt in seinem Wohnzimmer am Secretär. Währenddem passirten seine Tochter und Beaumont, welche die vier ineinandergehenden Vorderzimmer des Logis auf- und abschritten, immer an ihm vorbei, sodaß er manche Bruchstücke von ihrem Gespräch vernehmen konnte.

„Denn sagen Sie selbst", sprach Beaumont, „kann ein Mann von Charakter sich fürs ganze Leben mit einem Mädchen verbinden, dem jede Erfahrung in

Bezug auf das Verhältniß abgeht, das durch ihr Jawort geschaffen werden soll? Sie vermag nicht zu beurtheilen, ob das tägliche Leben an der Seite eines Mannes von der Sinnesart, die sie an ihrem Bräutigam wahrnimmt, sie befriedigen wird."

„Aber wenn sie schon vorher mit diesem Manne täglich zusammenkam, sich mit ihm ausgesprochen hat, so bietet das doch beiden einige Gewißheit, daß sie zufrieden miteinander leben werden."

„Einige — ja; allein hätte sie auch Gelegenheit, ihn noch genauer und vielseitiger zu prüfen, sie kennt nicht aus Erfahrung die Natur des Verhältnisses, in das sie einzutreten im Begriff ist; deshalb bleibt die Ehe ein gefährliches Wagniß für sie wie für den Mann, dem sie ihre Hand reicht. Der Mann ist freilich eher noch im Stande eine richtige Wahl zu treffen; er lernt Mädchen von verschiedener Sinnesart kennen und kann vergleichen, welche zu seinem Charakter am besten stimmt. Dagegen das Mädchen —"

„Sie hat doch das Leben und die Charaktere in ihrer Familie oder in den Familien ihrer Bekanntschaft beobachten und darüber nachdenken können."

„Das ist nicht genügend. Eigene Erfahrung läßt sich durch keine Beobachtungen, die wir an andern machen, ersetzen."

„Nach Ihrer Ansicht dürften also eigentlich nur Witwen heirathen?“ sagte Katharina Wassiljewna lachend.

„Sehr richtig: nur Witwen. Den Mädchen sollte das Heirathen verboten werden.“

„Ach ja“, seufzte Katharina Wassiljewna.

„Sie haben mir die Geschichte Ihrer Liebe zu Solowzow erzählt. Das war ...“

„Setzen wir uns, wenn es Ihnen recht ist. Ich bin müde vom Gehen.“

„Gern ... das war eine Kinderei, der man sich entweder mit Lachen oder, wie in Ihrem Falle, mit schmerzlichem Bedauern erinnert. Nur durch den besondern, seltenen Zufall wurden Sie gerettet, daß ein Mann dazu kam wie Alexander.“

„Wer, sagen Sie?“

„Alexander Matweitsch Kirsanow. Ohne seine Dazwischenkunft hätte Ihnen entweder die Schwindsucht oder jener Unwürdige den Tod gebracht. Dieser Vorfall öffnete Ihnen die Augen über die Nachtheile und Gefahren, welche einem Mädchen aus dem Reichthum erwachsen; Sie lernten auch allenfalls daraus, daß der Erwählte kein Taugenichts, sondern ein ehrenhafter Mensch sein soll. Aber an Erfahrung, an Charakterkenntniß haben Sie dadurch nicht gewonnen.“

„Im allgemeinen mag es wol wahr sein, daß wir Mädchen nicht zu einer glückverheißenden Wahl befähigt sind, weil uns die nöthige Erfahrung mangelt. Doch ich meine, es gibt auch Ausnahmen: wenn ein Mädchen nicht mehr zu jung ist und bereits einige Selbsterkenntniß besitzt, wird sie auch ohne viel Erfahrung richtig zu wählen verstehen. Ich zum Beispiel glaube, ich kenne mich hinlänglich, um zu wissen, was ich zu meinem Glücke bedarf: ich bin zufrieden, wenn ich ruhig leben kann, wenn mein innerer Frieden nicht gestört wird. Und es scheint mir nicht so schwer, zu ergründen, ob ein Mann diejenigen Charakterzüge besitzt, welche der Frau ein ruhiges Leben an seiner Seite verbürgen. Aus seinen Aeußerungen ist das sehr bald zu entnehmen."

„Daß es einzelne Ausnahmen geben könne, räume ich ein, aber die Regel bleibt."

„Bei unsern gesellschaftlichen Einrichtungen, dem ganzen Zuschnitt unseres Lebens ist es nicht möglich, daß ein Mädchen sich die Erfahrung aneignet, welche Sie für nöthig halten. Wollte sie darauf ausgehen, so würde sie leichtsinnig oder schlecht werden und an ihrem Herzen Schaden erleiden."

„Darum taugen eben die heutigen Lebens- und Umgangsformen nichts. Wie viel Unglück, wie viel

Leiden hat die Unerfahrenheit der Mädchen schon verursacht!“

„Sie sprechen ja, Herr Beaumont, als hätten Sie persönlich darunter zu leiden gehabt, daß ein Mädchen aus Unerfahrenheit sich in der Wahl ihres Gatten irrte.“

„Vielleicht ich selbst, vielleicht ein Freund von mir. Wir werden darüber reden, wenn ich Ihre Antwort erhalten habe. Ueberlegen Sie indessen, Katharina Wassiljewna. In drei Tagen werde ich Sie um Ihre Antwort bitten.“

„Meine Antwort — haben Sie mich denn schon gefragt? Und glauben Sie, ich kenne Sie noch so wenig, daß ich erst drei Tage Bedenkzeit brauche?“ Sie schlang ihren Arm um Beaumont's Hals, beugte sein Haupt zu sich herab und küßte ihn auf die Stirn.

Nach allem Brauch und Herkommen wäre es nun schicklich gewesen, daß er sie umarmt und ihren Mund mit Küssen bedeckt hätte, doch er drückte nur ihre Hand, die von seiner Schulter herabglitt. „Wohl, Katharina Wassiljewna, aber überlegen Sie dennoch.“

„Wer sagt Ihnen denn, Charles, daß ich mir nicht schon viel länger als drei Tage die Antwort überlegt habe?“ versetzte sie, seine Hand nicht loslassend.

„Das ist mir nicht entgangen, ich sah es; trotzdem ... Darum will ich Ihnen lieber jetzt gleich mein Geheimniß entdecken. Sie werden dann begreifen, Katharina Wassiljewna, warum ich Sie so ängstlich zu längerm Ueberlegen mahne, obwol Sie bereits gewiß sind, mit mir glücklich leben zu können. Ihre Vermuthung von vorhin trifft zu: ich habe selbst einen solchen Fall von verfehlter Wahl gesehen — wo, ob in Neuyork, in Boston, in Philadelphia, ist gleichgültig — einen Fall, der mich sehr nahe anging. Sie war eine vortreffliche Frau, und sie achtete auch ihren Mann als einen tüchtigen Menschen; beide waren einander aufrichtig zugethan — dennoch fand sie an seiner Seite nicht das Glück, das sie nöthig hatte. Er war bereit, sein Leben für sie zu lassen — dennoch mußte er sie leiden und sich quälen sehn. Gut, daß die Verwickelung ein befriedigendes Ende nahm. Aber sie hat ihr viel Angst und Kummer bereitet ... Von diesem Fall haben Sie bisjetzt nichts gewußt, deshalb wollte ich, daß Sie mit Ihrer Antwort noch zurückhalten."

„Konnte mir der Fall nicht auch von jemand anderm erzählt werden?"

„Wohl möglich."

„Vielleicht von ihr selbst?"

„Auch das kann sein.“

„Ich habe dir meine Antwort noch nicht gesagt?“

„Nein.“

„Kennst du meine Antwort?“

„Ich glaube, ja.“

Was nun folgte? Umarmung, Küsse — eine Scene, wie sie sich geziemt zwischen Bräutigam und Braut.

## XVII.

Tags darauf fuhr Katharina Wassiljewna zu ihren Freunden den Kirsanow.

„Nächste Woche ist meine Hochzeit, Wjera Pawlowna“, sagte sie eintretend. „Heute Abend stelle ich Ihnen meinen Bräutigam vor.“

„Natürlich den Herrn Beaumont, von dem Sie mir schon so viel vorgeschwärmt haben.“

„Ich geschwärmt? Es ging ja alles ganz ruhig und vernünftig zu.“

„Ob Sie mit ihm immer ruhig und vernünftig gesprochen, das kann ich nicht wissen, mit mir aber sprachen Sie gar nicht so.“

„Wirklich? Ah, das ist wunderbar! Aber was noch wunderbarer ist: er liebt Sie beide ungemein, das heißt Sie, Wjera Pawlowna, noch viel mehr als Alexander Matweitsch.“

„Wenn Sie ihm von mir nur mit dem tausendsten Theil des Enthusiasmus erzählt haben, mit dem Sie mir von ihm erzählten, dann freilich —“

„Sie glauben, er habe erst durch mich von Ihnen gehört? Nein, das Wunderbare ist eben, daß er Sie seit lange und sogar besser kennt als ich.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wie? Das will ich Ihnen sagen. Vom ersten Tage an, seit er sich in Petersburg befindet, hatte er das Verlangen, Sie zu sehen, aber er meinte, Sie würden ihn lieber empfangen, wenn er nicht allein, sondern mit seiner Braut oder Frau zu Ihnen käme. Unsere Verlobung ist also eigentlich durch seinen Wunsch, vor Ihnen zu erscheinen, veranlaßt worden.“

„Ei, um meinetwillen verlobte er sich mit Ihnen?“

„O nein, nicht Ihnen zu Liebe werden wir Mann und Frau. Aber wäre er nicht nach Petersburg gekommen, so hätten wir uns nicht kennen gelernt; nach Petersburg ist er aber Ihretwegen gekommen, folglich —“

„Er spricht geläufiger russisch als englisch, sagen Sie?“ fragte Wjera Pawlowna in sichtlicher Erregung.

„Er spricht russisch wie ich, und englisch — auch wie ich.“

„Katenka, liebste Freundin, wie glücklich bin ich!“ Sie warf sich der Freundin in die Arme. — „Sascha, komm herein! Geschwind, geschwind!“

„Was gibt's, Wjerotschka? — Ich grüße Sie, Katharina Wass . . .“

Weiter konnte er nicht sprechen, denn Katharina schloß ihm mit Küssen den Mund.

„Heute ist Ostern, Sascha“, sagte seine Frau, „sprich zu Katenka: In Wahrheit, er ist auferstanden.“ *

„Was soll das bedeuten?“

„Setze dich, sie wird uns erzählen . . . Ihr habt euch nun genug geküßt — und in meiner Gegenwart! Erzähle, Katenka.“

* Bekanntlich ist es in Rußland Sitte, daß am Osterfest die Bekannten sich küssen, wobei der eine spricht: „Christus ist auferstanden!“ und der andere erwidert: „In Wahrheit, er ist auferstanden!“

## XVIII.

Abends, nachdem der erste Sturm des Wiedersehens sich gelegt hatte, kam die Reihe des Erzählens an Beaumont.

„Gleich nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten schloß ich mich der Abolitionistenpartei an. Ich schrieb einige Artikel in die «Tribüne», worin ich den verderblichen Einfluß nachwies, den das Institut der Leibeigenschaft auf das gesammte Staatswesen ausübt. Die Abolitionisten entnahmen daraus neue, willkommene Argumente gegen die Sklaverei in den Südstaaten. Durch ihre Vermittelung ward ich Bürger von Massachusets und im Comptoir eines großen Handelshauses in Neuyork angestellt."

Den weitern Verlauf erzählte er so, wie er ihn dem alten Polosow erzählt hatte. Wir dürfen also

die Wahrheit dieses Abschnitts von Beaumont's Lebensgeschichte nicht bezweifeln.

An demselben Abend wurde verabredet, für die beiden Familien zwei aneinanderstoßende Wohnungen zu suchen.

---

Jetzt folgt zum vollen, schönen [illegible] der [illegible] Liebe [illegible]

[illegible]!

## XIX.

Vorläufig wohnten Beaumont und seine Frau in der Fabrik, in welcher die Firma eine geräumige Wohnung für den Director hatte herstellen lassen. Da das Etablissement im freien Felde stand, mehr als eine Werst von der Stadt entfernt, so konnte der Aufenthalt des jungen Paars daselbst die Stelle einer Hochzeitsreise vertreten.

Nach anderthalb Monaten waren zwei passende, in derselben Etage befindliche Logis gefunden und von den Familien Kirsanow und Beaumont bezogen worden.

Vater Polosow aber blieb in der Fabrikwohnung zurück, deren stattliche Räume ihn an seine ehemalige Herrlichkeit erinnerten. Hier galt er, zu nicht geringer Befriedigung seines Stolzes, im Umkreise von drei bis vier Werst bei den Fabrikanten, Artelgenossen und sonstigen vorstädtischen Innungen für die vornehmste Persönlichkeit. Jeden Morgen kam sein Schwiegersohn

in die Fabrik, oft begleitete auch seine Tochter ihren Mann; in der schönen Jahreszeit pflegen sie ganz draußen zu wohnen, den dortigen Aufenthalt als Sommerfrische benutzend. Während der übrigen Zeit kommen sie ein oder zweimal in der Woche abends und bringen Gäste aus der Stadt mit, gewöhnlich Kirsanows mit einigen jungen Leuten, mitunter auch noch andere ihrer Freunde. Polosow, immer sehr erfreut über den städtischen Besuch, weiß dann mit einer gewissen patriarchalischen Würde den Wirth zu machen.

---

## XX.

Die beiden Familien haben sich jede nach ihrem Gefallen eingerichtet. Sie verkehren miteinander wie nahe Verwandte, besuchen sich mehr als zehnmal des Tags, wenn auch nur auf ein paar Minuten, ja es kommt vor, daß die eine sich für einen ganzen Tag bei der andern einquartiert. Die Thür zwischen dem Zimmer Wjera Pawlowna's und dem Katharina Wassiljewna's ist beständig offen. Versammelt sich eine größere Gesellschaft, so wird auch die Thür zwischen den beiderseitigen Empfangssalons geöffnet, und die Gäste wissen dann nicht mehr, bei welcher Familie sie sich befinden.

Einmal im verflossenen Winter, als die Gesellschaft aus einem engern Cirkel von vertrauten Freunden, meist jungen Leuten bestand, kam man auf den Einfall, die beiden Klaviere zusammen in einen Salon zu stellen. Die jungen Herren theilten sich nach dem

Lose in zwei Gruppen, deren jede den Chor einer Solosängerin bildete. Dann setzten sich die beiden Solistinnen, mit dem Gesicht gegen einander gekehrt, jede an ihr Klavier, und gleichzeitig sang Wjera Pawlowna mit ihrem Chor: „La donna è mobile“, Katharina Wassiljewna mit dem ihrigen „Schon längst von dir verschmäht“, oder die eine Partei sang Lisetten's Lied von Béranger, die andere das Lied Jeremuschka's.

Ein anderes mal führte man eine parodistische Scene auf: „Streit zwischen zwei griechischen Philosophen über das Schöne.“ Katharina Wassiljewna erhebt die Augen zur Decke, stößt einen schmachtenden Seufzer aus und spricht: „Göttlicher Schiller, du Wonne meiner Seele!“ Wjera Pawlowna declamirt mit Pathos: „Doch braune Stiefeletten aus Korolew's Laden sind auch nicht zu verachten“, und zeigt dabei auf ihren Fuß. In diesem Stile geht es fort. Wer von den zuhörenden jungen Leuten lacht, muß sich in den Winkel stellen. Zuletzt bleiben zu allgemeiner Heiterkeit von dem ganzen Zuhörerkreise nur zwei oder drei übrig. Endloser Jubel aber erschallt, wenn es gelingt, Beaumont zu der Scene herbeizulocken, und er dann ebenfalls im Winkel stehen muß.

## XXI.

Die Nähwerkstätten haben sich ihre Selbständigkeit erhalten. Es sind jetzt ihrer drei; die dritte hat Katharina Wassiljewna gegründet. Letztere vertritt jetzt auch häufig Wjera Pawlowna in deren Werkstatt und wird bald ganz ihre Stelle einnehmen müssen, denn Wjera Pawlowna will wirklich — verzeihe es ihr der Leser! — das medicinische Examen ablegen. Dann wird sie gar keine Zeit mehr dazu haben. „Schade, daß es den Nähwerkstätten nicht vergönnt ist, sich weiter zu entwickeln, zu höherer Blüte zu gelangen!“ klagt manchmal Wjera Pawlowna. Katharina Wassiljewna antwortet nicht darauf, aber in ihren Augen blitzt es wie von Zorn. „Wie heißblütig du bist, Katja, noch mehr als ich“, sagt dann Wjera Pawlowna. „Es ist von großem Vortheil für dich, daß dein Vater noch einiges Vermögen besitzt.“ — „Ja, Wjerotschka, ich bin wenigstens über die Zukunft mei-

nes Sohnes beruhigt“ (sie hat also einen Sohn). — „Katja, auf was für Gedanken hast du mich gebracht! Nein, gewiß, wir werden ruhig und in Frieden leben.“ Katharina Wassiljewna schweigt. — „Sage ja, Katja, ich bitte dich, sage ja.“ Katharina Wassiljewna lacht: „Das hängt nicht von meinem «ja» oder «nein» ab. Weil du es aber willst, sage ich: ja, wir werden in Frieden leben.“

Und sie leben in Eintracht und Freundschaft, fröhlich und zufrieden. Ihr Dasein hat sich glücklich gestaltet, doch ich habe es nicht zu Ende erzählt. Vier junge, thätige Menschen — ich werde künftig noch viel von ihnen zu erzählen haben, das gewiß nicht weniger interessant sein wird als ihre bisherigen Erlebnisse.

---

## XXII.

Der Winter des dritten Jahres war beinahe vorüber, schon seit einer Woche herrschte Thauwetter. Da trat plötzlich eines Tages wieder Frost ein, verbunden mit dichtem Schneefall. Gegen Abend hatte sich der Himmel aufgeklärt. „Ein Pickenick! ein Winterpickenick!“ rief Wjera Pawlowna. „Gleich heute! Zu Einladungen ist keine Zeit — ein Pickenick in kleinem Kreise.“

Abends fuhren zwei Schlitten zur Stadt hinaus. In dem einen unterhielt man sich mit munterer Laune; in dem andern wurde getollt und gelärmt und im Chorus gesungen:

> Da schlich die junge Maid
> Zum neuen Thor hinaus,
> Zum neuen Thor von Ahornholz,
> Zum Gitterthor:
> „Mein Vater, ach, er ist so streng,
> Ihn rührt nicht meine Pein:

Ich soll nicht abends aus dem Haus
Zu meinem Liebsten gehn.
Doch ich, was auch der Vater sagt,
Ich komm' zu dir, mein Schatz ..."

Der lärmende Schlitten fährt bald langsam, eine Viertelwerst zurückbleibend, bald saust er wieder im Carrière dahin. Im Vorbeifahren werfen seine Insassen jedesmal eine Salve von Schneebällen auf die Gesellschaft des stillen Schlittens. Diese beschließt endlich, sich zur Wehr zu setzen. Sie läßt den lärmenden Schlitten ein Stück vorausfahren, rafft die Hände voll Schnee, vorsichtig, damit es jene nicht merken, und eilt, mit Munition versehen, dem Angreifer nach. Jetzt sind die Schlitten Seite an Seite. Der Kampf wird beginnen. Aber was geschieht? Der lärmende Schlitten macht eine rasche Wendung nach rechts, er setzt über den Graben und rast in einer Entfernung von fünf Klaftern vorüber ... „Seht, Sie hat es doch gemerkt! sie ergriff die Zügel, sie kutschiert selbst. Keine Möglichkeit mehr, sie einzuholen!"

In dem stillen Schlitten saßen Kirsanows und Beaumonts; in dem lärmenden vier junge Männer und eine Dame. Von ihr war der Lärm ausgegangen.

„Willkommen, messieurs et mesdames", ruft sie, mit ihren vier Begleitern auf der Rampe vor dem

Fabrikgebäude stehend, den einige Minuten später Ankommenden zu, „wir sind höchst erfreut, euch wiederzusehen.“

Alle rasch hinein ins Haus, in die warmen Zimmer.

„Seien Sie mir gegrüßt, Alterchen! — Ei, Katharina Wassiljewna, er ist ja gar nicht so alt! Gebt Acht, er wird mir noch die Cour machen.“

Warum ist die Dame ganz in Schwarz gekleidet? Trauert sie, oder ist es nur eine Laune von ihr?

Man saß auf dem schwellenden Divan, der eine ganze Wand des Salons einnimmt, Kirsanow und Beaumont Hand in Hand mit ihren Frauen — das Bild zweier glücklich verbundener Paare. Ueber das Antlitz der Dame in Trauer glitt ein Schatten, ganz flüchtig und von niemand bemerkt außer von einem ihrer Begleiter. Dieser wandte sich ab, trat ans Fenster und betrachtete die Figuren, die der Frost auf die Scheiben gezeichnet.

„Mesdames, ich kenne die Geschichten Ihrer Ehe noch nicht; ich weiß nur, daß sie interessant und rührend sind, und daß sie glücklich endigen; das ist ganz nach meinem Geschmack. Erzählen Sie, ich bitte. Aber kurz; ich liebe es, daß man sich kurz faßt.“

„Ich werde mich sehr kurz fassen“, sagte Wjera Pawlowna. „Ich will den Anfang machen. Uebrigens

bemerke ich im voraus, daß es sich bei meiner Geschichte zuletzt auch um Geheimnisse handeln wird."

„Dann schicken wir die jungen Herren fort. Oder sollen wir sie gleich fortschicken?"

„Jetzt nicht, jetzt mögen sie hören, was ich erzählen werde."

Und Wjera Pawlowna begann zu erzählen . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Was ist Ihnen? Mein Gott, was ist Ihnen?" fragte Katharina Wassiljewna erschrocken die Dame in Trauer.

„Es ist nichts. Beunruhigen Sie sich nicht um mich. Ich bitte nur um einen Schluck Wasser. Ah, hier bringt mir Molossow schon ein Glas. Ich danke, Molossow." Der Angeredete war derselbe von ihren Begleitern, der kurz zuvor die Eisblumen am Fenster betrachtet hatte. „Sie sehen, der Anfall ist schon vorübergegangen. Bitte, Wjera Pawlowna, erzählen Sie weiter."

Nach kaum füuf Minuten aber stand sie vom Divan auf. „Ich fühle mich doch zu erschöpft; ich muß ein Stündchen schlummern, um mich zu erholen. Kommen Sie, Molossow, das Alterchen soll mir einen stillen Ruheplatz anweisen."

„Erlauben Sie, daß ich das übernehme“, sagte Katharina Wassiljewna.

„Wie, Sie gehen von uns?“ declamirte einer von den jungen Männern, indem er sich in tragische Positur stellte. „Hätten wir das geahnt, jeder trüge einen Dolch bei sich; womit sollen wir uns nun erstechen?“

„Mit der Gabel, Nikitin, wenn der Tisch gedeckt sein wird!“ antwortete ein zweiter, stolz auf das gefundene Ersatzmittel.

„Nein“, sprach die Dame, ebenfalls mit feierlichem Pathos, „die Hoffnung des Vaterlands darf nicht vorzeitig sterben. Seid getrost, meine Kinder! Molossow, legen Sie eins von den kleinen Kissen auf den Tisch.“ In imponirender Haltung dastehend, senkte sie langsam ihre Hand auf das Kissen. Die jungen Männer schlossen einen Kreis darum.

Hierauf entfernte sie sich, von Katharina Wassiljewna hinausgeleitet.

„Die Arme!“ murmelte die Gesellschaft aus dem stillen Schlitten. — „Eine Heldin!“ sagten die jungen Männer. — „Ja, eine Heldin“, wiederholte Molossow. — „Seit wann bist du mit ihr bekannt?“ — „Seit drei Jahren.“ — „Kennst du auch ihn näher?“ — „Auch ihn.“

Nach zehn Minuten kehrte Katharina Wassiljewna allein zurück.

„Nun, wie geht es ihr?“ fragten alle, nur Molossow nicht.

„Sie hat sich niedergelegt und ist gleich eingeschlafen.“

„Ich wußte es ja“, sagte Molossow, „es war wirklich nichts als Müdigkeit; sobald sie ausgeruht hat, wird alle Schwäche verschwunden sein. Lassen wir uns durch den Vorfall nicht in unserer Heiterkeit stören!“

---

Das Zimmer, in dem die Dame schläft, ist weit von dem Salon entfernt, es liegt zu ebener Erde, am äußersten Ende des Corridors. Kein Lärm kann bis zu ihr dringen, die Gesellschaft braucht sich daher keinen Zwang anzuthun. Es wurde geplaudert, musicirt, getanzt. Die kurze Störung schien bald ganz vergessen zu sein.

Oder doch nicht ganz? Die beiden Frauen wechselten mehrmals Blicke miteinander, in denen sich ängstliche Besorgniß aussprach. Dann flüsterte Wjera Pawlowna ihrem Manne zu: „Was meinst du, Sascha, wenn mir das widerfahren sollte?“ Kirsanow gerieth etwas in Verlegenheit, faßte sich aber rasch wieder und antwortete ihr: „Dir, Wjerotschka, kann das nicht begegnen.“ — „Bist du überzeugt davon?“ — „Ja.“

— Ebenso fragte Katharina Wassiljewna heimlich ihren Mann: „Kann das nicht auch mir widerfahren, Charles?“ Und auch Beaumont, nachdem er erst blos gelächelt, erwiderte: „Wahrscheinlich nicht, höchst wahrscheinlich nicht.“

---

Einmal saßen wieder alle beisammen.

„Nun, und wie ist das Endresultat — gut oder schlecht?“ fragte Nikitin.

„Mehr schlecht als gut“, versetzte Wjera Pawlowna.

„Ich verstehe nicht, Wjerotschka, wie du das meinst“, bemerkte Katharina Wassiljewna.

„Darauf muß man bei jedem Unternehmen gefaßt sein“, sagte Beaumont.

„Es ist unvermeidlich“, bestätigte Kirsanow.

„Ausgezeichnet schlecht, folglich ausgezeichnet“, entschied der Fragende.

Seine drei Gefährten nickten beistimmend und riefen: „Bravo, Nikitin.“

---

Die jungen Männer standen jetzt abseits, zu einer Gruppe vereinigt.

„Ich selbst kannte ihn nicht, Nikitin; aber du hast ihn wol gekannt?“ fragte Molossow.

„Ich war damals noch nicht erwachsen und habe ihn nur einige mal gesehen.“

„Glaubst du, daß alles wahr ist, was man von ihm erzählt? Meinst du nicht, daß seine Freunde es ausschmücken?“

„Nein, ich glaube, es ist wahr.“

„Und darauf hat man ihn nicht mehr gesehen?“

„Hier nicht. Fragen wir Beaumont, er war ja in Amerika.“

„Karl Jakowlitsch, ich bitte auf einen Augenblick. Sind Sie in Amerika nicht mit unserm Landsmann zusammengetroffen, von dem wir vorhin sprachen?“

„Er ist mir dort nicht begegnet.“

„Es wäre Zeit, daß er zurückkehrte. Da habe ich einen Einfall: er und sie, gäbe das nicht ein passendes Paar?“

„Meine Herren, wer hat Lust, mit mir zu singen?“ rief Wjera Pawlowna ... „Sie beide? Um so besser.“

Molossow und Nikitin blieben allein.

„Ich kann dir etwas zeigen, was dich interessiren wird“, sagte Molossow. „Du glaubst, sie schläft?“

„Nein, wahrscheinlich nicht.“

„Schweige aber darüber. Ihr kannst du es später sagen, wenn du bekannter mit ihr geworden bist, sonst aber niemand. Sie will es nicht. Gehen wir.“

Die Fenster des Erdgeschosses waren nicht hoch.

„Durch das Fenster dort schimmert ein Licht; gewiß ihr Zimmer.“

Molossow schaute hinein. „Richtig. Siehst du?“

Die Dame in Trauer saß in einem Sessel und stützte den linken Arm auf den Tisch, mit der Handfläche die Schläfe und das volle Haar bedeckend. Die Finger der rechten Hand hob und senkte sie mechanisch, als berühre sie damit die Tasten eines Klaviers. Ihre Züge, die einen starren, harten Ausdruck angenommen hatten, zeugten von tiefschmerzlichem Nachsinnen. Die Brauen zogen sich finster zusammen.

„Ob sie während der ganzen Zeit so gewacht haben mag?“

„Es scheint so. Doch laß uns nun in den Salon zurückkehren; wir erkälten uns sonst hier draußen.“

„Wie gefühllos du bist!“ sagte Nikitin zu seinem Genossen, als sie durch das Vorzimmer gingen.

„Habe schon viel durchgemacht, Brüderchen. Dir freilich passirt so etwas zum ersten mal.“

---

Indeß, das waren nur kleine Intermezzos, die sich in der ersten halben Stunde abspielten. Von da an verlief der Abend in ununterbrochener Lustigkeit; ernste Gespräche konnten nicht mehr aufkommen.

Um elf Uhr war das fröhliche Mahl beendet, und man mußte an den Aufbruch denken.

Katharina Wassiljewna ging fort, um die Dame in Trauer zu wecken. Diese kam ihr schon an der Schwelle entgegen.

„Haben Sie gut geschlafen?"

„Vortrefflich."

„Und wie fühlen Sie sich jetzt?"

„Wohl und munter. Ich sagte Ihnen ja, daß es nichts zu bedeuten habe. Ich bin müde geworden, weil ich zu ausgelassen war. Jetzt werde ich gesetzter sein."

Das gelang ihr jedoch schlecht. Sie neckte sich mit dem Alterchen, commandirte die jungen Männer und trommelte mit zwei Gabeln einen Marsch auf dem Tische. Ihr wiedererwachter Muthwille fachte auch den Frohsinn der übrigen von neuem an.

„Singen Sie etwas, Wjera Pawlowna. Ich habe Sie noch nicht gehört, andere aber rühmten mir Ihre schöne Stimme."

Wjera Pawlowna willfahrte ihrem Wunsche.

„Bravo!" applaudirte die Dame. „Ich werde Sie öfter um ein Lied bitten."

„Nun aber müssen Sie uns etwas singen!" hieß es von allen Seiten.

Ohne sich lange bitten zu lassen, setzte sie sich ans Klavier.

„Wenn ihr wollt — ich kann zwar gar nicht singen, doch das hindert mich nicht, wie es überhaupt kein Hinderniß für mich gibt. Allein, messieurs et mesdames, nicht für Sie singe ich; ich singe nur für meine Kinder.“ Dabei präludirte sie auf dem Klavier einige Accorde. „Lacht eure Mutter nicht aus, meine lieben Kinder, weil sie mit Gefühl singen wird.“ Und sie sang in komisch winselndem Tone:

Es seufzt der graue Tauber —

Unwillkürlich mußten die jungen Männer in lautes Gelächter ausbrechen, in welches die übrige Gesellschaft einstimmte. Auch die Sängerin selbst konnte sich des Lachens kaum erwehren, unterdrückte es aber schnell und fuhr in demselben Tone fort:

Er seufzet Tag und Nacht,
Weil seine liebste Freundin —

„Nein, das geht nicht recht, es soll auch nicht gehen. Vielleicht wird mir ein anderes Lied besser gelingen. Hört, meine Kinder, die Lehren eurer Mutter: Verliebt euch nicht; wißt, daß ihr nicht heirathen dürft.“ Mit volltönender Altstimme sang sie:

Viel holde Mädchen gibt es hier,
Wie Sterne glänzt ihr Augenpaar,
O glücklich, wer ein Liebchen hat:
Doch —

„Dieses «doch», meine Kinder, ist unvernünftig und falsch:

Doch glücklicher, wer ledig bleibt.

Das ist nicht der richtige Grund, ihr wißt es, zu der nun folgenden Warnung:

Drum, lieber Junge, folge mir
Und nimm dir keine Frau!

Nein, ihr dürft euch verlieben, Kinder, ihr dürft auch ein Weib nehmen, doch — nur nach freier Wahl und mit aufrichtiger Liebe; hört ihr, Kinder: aufrichtig, ohne Nebengedanken. Ich will euch von meiner eigenen Liebe singen; es ist eine alte Romanze, schadet nichts, ich bin ja auch alt. — Ich sitze auf dem Söller des väterlichen Schlosses Dalton, ich bin nämlich eine blonde Schottin. Unfern vom Schlosse strömt ein Fluß, der Bringal, dessen Ufer mit dichtem Wald bewachsen sind. Heimlich naht mein Geliebter. Er ist arm, ich bin reich, die Tochter eines Barons, eines Lords, aber ich liebe ihn innig. Ich empfange ihn mit dem Gesang:

Schön ist's am Strande des Bringal,
In seinem grünen Wald:
Da treff' ich täglich meinen Freund —

Ich weiß, daß er sich tagsüber verbirgt und jeden Tag seinen Aufenthalt wechselt —

Verlasse gern mein Schloß.

Freilich bot auch das Leben im väterlichen Hause nicht viel Angenehmes. Ich singe weiter:

Laß mich, Geliebter, mit dir ziehn!

Und was erwidert er mir darauf?

Du willst, o Jungfrau, mit mir ziehn,
Entsagen deinem Stand,
Und fragst nicht erst: was ist der Mann,
Dem ich mein Los vertrau'?

Bist du ein Jäger? frage ich. — Nein. — Ein Wildschütz? — Beinahe getroffen, erwidert er und singt:

Wenn wir, des Dunkels Kinder, uns
Gesellen, —

Ja, ich und er, messieurs et mesdames, wir sind beide geringe Leute —

— — — müssen wir
Vergessen, was wir waren einst,
Vergessen, was wir sind.

Schon lange dachte ich mir, sage ich darauf, daß du ein Räuber bist. Wirklich, er ist ein Räuber. Und er antwortet mir: Du siehst, ich wäre ein schlechter Bräutigam für dich:

Ein schlechter Freund, o Maid, bin ich,
Ich wohn' im dichten Wald.

Es ist wahr, im dichten Walde. — Deshalb, spricht er, ziehe nicht mit mir:

Mein Lebenslauf wird voll Gefahr, —

Natürlich, im dichten Walde hausen wilde Thiere —

Mein Ende traurig sein.

Das ist nicht wahr, Kinder: es wird nicht traurig sein. Aber damals glaubte ich es, und er auch. Dennoch blieb ich fest und wiederholte:

Schön ist's am Strande des Bringal,
In seinem grünen Wald:
Da treff' ich täglich meienn Freund,
Verlasse gern mein Schloß.

„Es kam in der That so; doch ich darf mich nicht beklagen: man hatte mir gesagt, was mich erwarte. So dürft ihr lieben, Kinder, und heirathen; so, das heißt wenn ihr es redlich meint und wenn ihr richtig zu wählen versteht:

Der Mond geht auf
So still und sanft;
Der junge Held
Zieht in den Kampf.
Er ladet die Flinte,
Die Maid zu ihm spricht:
„Geh muthig entgegen,
Mein Freund, dem Geschick!“

Eine solche Maid darf der Mann lieben, mit einer solchen Braut darf er sich vermählen —

(„Vergiß, Sascha, was ich vorhin zu dir gesagt; folge ihr!“ flüstert die eine der beiden Frauen und drückt ihm die Hand. „Warum sprach ich nicht auch so zu dir? Von nun an werde ich so sprechen“, flüstert die andere.)

ich gebe meinen Segen, Kinder, zu solcher Liebe und zu solcher Ehe:

Geh muthig entgegen,
Mein Freund, dem Geschick!

„Bei euch bin ich wieder ganz lustig geworden. In lustiger Gesellschaft muß man aber auch trinken:

Frau Wirthin, he,
Bring' Meth und Wein —

Meth — so heißt es im Liede; aber habt ihr noch Champagner? ... Ja? Das ist prächtig! Laßt die Pfropfen springen!

Frau Wirthin, he,
Bring' Meth und Wein,
Auf daß mein Herz
Kann fröhlich sein!

Wer die Wirthin ist? Die bin ich selbst.

Schwarze Brauen hat die Wirthin,
Starkbeschlagne Schuhe auch —

Sie sprang auf, fuhr mit der Hand über ihre Brauen und stampfte mit den Absätzen die Diele.

„Die Gläser sind gefüllt! Messieurs et mesdames, Alterchen und Kinder, trinkt, auf daß eure Herzen fröhlich seien!"

„Es lebe die Wirthin! Die Wirthin hoch!"

„Ich danke euch. Ich trinke auf mein Wohl." Dann eilte sie wieder ans Klavier und sang:

Traurigkeit vergeh wie Staub —

„Glaubt mir, sie wird vergehen —

Und in die verjüngten Herzen
Ziehe Fried' und Freude ein!

„Ja, die Freude naht, ich seh' sie kommen:

Die finstern Spukgestalten schwinden
Wie vor dem jungen Tag die Nacht;
Der Sonne Strahlen überwinden
Des Dunkels und des Frostes Macht;
Nicht mehr der Moderhauch der Grüfte,
Nur Rosenduft erfüllt die Lüfte.

## Sechstes Hauptstück.

---

### Wechsel der Decorationen.

„Bahn frei!“ rief die Dame in Trauer — nein, nicht mehr in Trauer, sie trägt einen rosa Hut, ein helles Kleid mit weißer Mantille, und hält ein Bouquet in der Hand. Auf dem Rücksitz des Wagens sehen wir Molossow und Nikitin, ein dritter Jüngling hat sich auf den Bock geschwungen. Zur Seite der Dame aber sitzt ein etwa dreißigjähriger Mann. Wie alt ist die Dame? Zählt sie wirklich schon fünfundzwanzig Jahre, wie sie behauptet, und nicht erst zwanzig? Nun, sie mag es mit ihrem Gewissen ausmachen, wenn sie sich für älter ausgibt, als sie ist.

„Zwei Jahre, mein Lieber, habe ich auf diesen Tag geharrt, länger als zwei Jahre. Ich ahnte ihn wohl damals schon, als der junge Freund hier — sie deutete mit den Augen auf Nikitin — zuerst mit

mir bekannt wurde, aber ich konnte damals nicht erwarten, daß meine Hoffnung so bald in Erfüllung gehen werde."

„Gemach! gemach!" unterbricht mich der Leser verblüfft, und nicht blos der scharfsinnige Leser. „Länger als zwei Jahre wäre es her, seit Nikitin sie kennen gelernt?"

So ist es.

„Es geschah ja gleichzeitig als Kirsanows und Beaumonts das erste mal mit ihr zusammen waren, bei dem Pickenick zu Ende des letzten Winters!"

Ganz richtig.

„Wenn aber seitdem zwei Jahre verflossen, so erzählen Sie ja die Ereignisse vom Jahre 1865!"

Allerdings.

„Erlauben Sie, das ist doch nicht möglich!"

Warum nicht, wenn sie mir bekannt sind.

„Und Sie glauben, man werde Ihnen zuhören!"

Sie wollen also, scheint es, nicht weiter lesen.

„Was denken Sie von mir? Nein, ich will nicht."

Dann muß ich freilich mit der Fortsetzung meiner Erzählung warten, bis es dem Leser belieben wird, sie zu hören. Ich hoffe, daß ich es recht bald erleben werde.

4. April 1863.

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?

Bd.: 3.

1883


urn:nbn:de:bvb:12-bsb11680210-7